

Notizen

Die dreifache Zuverlässigkeit des Herrn Robert

Der Bühnenverein teilt mit: Zwischen dem Deutschösterreichischen Bühnenverein und Professor Dr. Eugen Robert wurden sämtliche Differenzen in einer ausführlichen Aussprache friedlich bereinigt.

Präsident Stärk gab im Namen des Bühnenvereines die Erklärung ab, daß die Stellungnahme des Bühnenvereines in der Frage der Konzessionserneuerung für die Renaissancebühne lediglich eine grundsätzliche war, das heißt, daß der Bühnenverein aus wirtschaftlichen und künstlerischen Gründen auf dem Standpunkt steht, daß es zu vermeiden sei, zwei oder mehrere Theaterkonzessionen einem Direktor zu verleihen.

Dagegen erklärt der Deutschösterreichische Bühnenverein ausdrücklich, daß er nichts gegen Herrn Dr. Eugen Robert einzuwenden hat, solange dieser nur Pächter einer Wiener Theaterkonzession ist, da seine moralische, künstlerische und wirtschaftliche Zuverlässigkeit in keiner Weise angezweifelt wird.

Professor Dr. Eugen Robert gibt seinerseits die Erklärung ab, daß er die Beschuldigungen, die er gegen einzelne Funktionäre des Bühnenvereines, insbesondere gegen den Vizepräsidenten Kurmann, im Verlaufe der Differenzen erhoben hat, zurückzieht und daß er der Ehre keines der Herren, insbesondere der des Herrn Vizepräsidenten Robert Kurmann, nahe treten wollte. — —

Wenn dies inzwischen auch überholt sein sollte, so möge der Bühnenverein (der es an derselben Stelle erklärt hat, an der kurz vorher die Zuverlässigkeit des Herrn Robert von mir an einem eklatanten Beispiel dargetan wurde), so möge er schon jetzt zur Kenntnis nehmen, daß er sich das Porto für ein Huldigungsschreiben zu meinem sechzigsten Geburtstag ersparen kann. Man denke nur, Herr Robert verletzt eine seiner klarsten direktorialen Verpflichtungen: Tantiemen zu zahlen, und der Bühnenverein zweifelt nicht an seiner wirtschaftlichen Zuverlässigkeit. Er zahlt diese Tantiemen nicht, wiewohl sie der erbarmungswürdigsten Not zufließen sollen, der der Hinterbliebenen verunglückter Bergarbeiter, und die Gewerkschaft der Bühnenproletarier zweifelt nicht an seiner moralischen Zuverlässigkeit. Gewiß, es handelt sich um Wiedereinstellung von Mitgliedern, um Dinge der Lebensnot, und da mag man schon das Gegenteil von dem erklären, was man kurz vorher erklärt hat, auf die Gefahr hin, daß sich die Frage erheben könnte, was denn gegen die Verleihung zweier oder mehrerer Theaterkonzessionen einzuwenden und warum

2/1

#

#

VERBODEN TOEGANG

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dünn wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!
er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen »lieder- und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichtes Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater »den Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten, noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

sie »zu vermeiden« sei, wenn die künstlerische und wirtschaftliche und überdies die moralische Zuverlässigkeit des Pächters in keiner Weise angezweifelt wird. Da wäre man doch weit besser dran, wenn man die vielen Konzessionen, statt sie zwischen dem zuverlässigen Herrn Robert und weniger zuverlässigen Elementen aufzuteilen, gleich in die bewährten Hände des einen Mannes legte, den man schon kennt und schätzt. Eben erst war die Kumulation aus dem Grunde des Mangels solcher Zuverlässigkeit bekämpft worden, aber nun, da diese nicht mehr angezweifelt wird, warum wird jene überhaupt noch verpönt? Allerdings geschieht es ja bloß grundsätzlich. Und der Bühnenverein hat nichts gegen den Herrn Robert, »solange« er nur Pächter einer Wiener Theaterkonzession ist. Wie lange aber ist er »nur«? und was tut der Bühnenverein, wenn er es nicht nur ist? Man sieht, die Sachen stoßen sich wieder einmal hart im Raum, doch leicht haben's die Gedanken wahrlich auch nicht, beieinander zu wohnen. Die Schwierigkeit zeigt sich schon in der Vereinigung der Begriffe: »Schauspieler-Organisation«. Das ist wie die Verleihung von zwei grundverschiedenen Konzessionen. Die Theaternatur zu organisieren, das war wohl eine der bewundernswertesten Leistungen des Sozialpolitikers Sisyphus. Die größte soziale Befreiungstat: die Aufhebung der Preßklaverei, die Befestigung der Standeswürde durch Abschaffung der Angst vor dem Herrn Doktor, wurde noch nicht einmal versucht. Aber sonst gibt es Erfolge, indem es immerhin gelingen mag, von Zeit zu Zeit — keineswegs durchhaltend — den Theater-Direktoren unangenehm zu werden. Und zum Schluß sind sie, und just die ärgsten, immer wieder obenauf und der Gewinn der Angestellten wird mit einem moralischen Rückzug bezahlt, der jenen das Terrain zu weit schlimmeren Vorstößen freimacht. Wäre es anders, der Sklavenmarkt der Zeit wäre doch wenigstens um den Ekel, den das Problem der »Rotters« bedeutet, ärmer.

*

Zu dem Prozeß wegen der Tantiemen sei zunächst die im letzten Heft auf S. 125 enthaltene Bemerkung freiwillig berichtet: daß die Mahnung des Advokaten, die auch »an die andere Adresse erfolgt« war, von dieser, also von Herrn Geyer ohne Antwort geblieben sei. Die Zuschrift kam, wie später bekannt wurde, von dem Ort, an dem sich der Adressat aufgehalten hatte, als unbestellbar zurück. (Die Behauptung war aber doch richtig. Wieso? Weil, wenn Geyer den Brief erhalten hätte, auch keine Antwort gekommen wäre.) Allein Tatsache ist, daß ihn in der Sache selbst keine Schuld trifft, wie aus dem Verlauf des Prozesses sich ergeben hat. Herr Robert war so sehr von seiner Verpflichtung überzeugt, daß er zur Verhandlung weder selbst erschien noch sich durch einen

als frühere und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfüngskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsstärke im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser > Kritiker der Moderne, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengeuede oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der > auf einer Forschungsreise > für längere Zeit nach Wien kam. Datum: > wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, > mit ernstesten Gesichtern beide fürchtete Gedanken hegen >. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hincogen, die er > herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurst zuzuhören. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Advokaten vertreten ließ. Er wurde, am 15. Oktober, durch Versäumnisurteil zur Zahlung von K 9,716.100 und der bis zum Zahlungstag erwachsenen Zinsen verurteilt, welche mit dem Betrag der Spesen, ~~mit~~ die der klägerische Anwalt Dr. Oskar Samet für denselben wohlthätigen Zweck verzichtet hat, diesem nach erfolgter Pfändung überwiesen werden. Die Gloggnitzer Hinterbliebenen werden also zwar lange, jedoch nicht vergebens gewartet haben und sogar mehr erhalten, als wozu Herr Robert ursprünglich verpflichtet war. Daß in Wien ein Mann Theaterdirektor sein könnte, der, während er in Berlin Geschäfte macht, es auf die Pfändung der Tantiemen eines Autors ankommen läßt, mit dem er in den Zeitungen renommirt hat, ist denkbar, wengleich geeignet, die Schweineställe zu einem Protest gegen die fortwährenden Vergleiche mit den Theaterbetrieben zu ermutigen. Freilich kann Herr Robert sagen, daß er mit seinem Hinweis auf meine Aufführungen bloß seine künstlerische Zuverlässigkeit dartun wollte und nicht auch die wirtschaftliche und die moralische. Die bezeugt ihm erst der Deutschösterreichische Bühnenverein, welcher erklärt, daß er nichts gegen ihn einzuwenden habe. Umso mehr ich gegen den Deutschösterreichischen Bühnenverein.

Vorlesungen

Großer Konzerthausaal, 5. Oktober, 7 Uhr (Zum Gedenken an den Weltkriegsbeginn):

I. In dieser kleinen Zeit (Einleitung. — Vergl. »In dieser großen Zeit«, gesprochen am 19. November 1914 im Mittleren Konzerthausaal. — Inschriften: Nibelungentreue; Umsturz; Wohnungswechsel (mit Musik von Mechtild Lichnowsky, wiederholt). — Die Auswirkungen und Folgen der russischen Revolution für die Weltkultur (Ein Briefwechsel). — Die Jerichoposaune (Aus »Nachts«, Oktober 1915. Mit Vorbemerkung). — Couplet des Schwarz-Drucker (mit Musik nach Angabe des Verfassers) / Die Psychoanalen (mit Musik von Heinrich Jalowetz). — Beethoven und Goethe, Vorbilder und Lebensführer.

II. Vorwort (Klarstellung). — Die letzten Tage der Menschheit, Schlußszene des V. Aktes (gekürzt; mit Vorbemerkung).

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmlös): K 3,718.000 (davon K 700.000 bereits in Nr. 657—667, S. 97 ausgewiesen) für Notleidende.

Vorbemerkungen:

Ich lese nun »Die Jerichoposaune«, erschienen Oktober 1915, die getreue Nachbildung eines Tons, der uns vor zehn Jahren im Ohr gehämmert hat, aber durch Vererbung uns bis auf den heutigen Tag, wenn schon nicht mit der alten Intensität erhalten geblieben ist, ganz im Stil des Leitmotivs: Noch ist Lemberg in unserem Besitz, oder auch: Noch ist Polen nicht verloren.

Wegen Zeitmangels und auch um die Aufnahmefähigkeit für den Schluß der sprechenden Erscheinungen zu erhalten, muß

Ich
+ mein
Lollen.

1/2

der da

1/2

der 1/2
H S. 1/2
H S. 1/2
H S. 1/2

1/2

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenpartèrre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

diesmal unter vielen Dialogstellen und Visionen die furchtbarste der Hinrichtung der zwei Unschuldigen entfallen. Das Maß der beglaubigten und nie zu vergessenden Greuel bleibt darum doch gigantisch und dem Marstheater vorbehalten.

Mittlerer Konzerthausaal, 19. Oktober, halb 3 Uhr:

I. Wir zwei. — H. H. / Die Wendung / Ein Witzblatt / Was der Christ und der Jud beobachten. — Was Herr Castiglioni umsonst erhalten konnte. — Die Schalek in Japan (Bearbeitung von »Die Schalek in Japan« und »O dieser Kawado!«).

II. Warum (»Ich habe im Juni dem Musik- und Theaterfest präluziert«) / Panik / Spiel der Wellen / Einen Stüber / Ein sonderbarer Schwärmer / Der tägliche Bericht (mit Vorbemerkung). — Ehre, wem Ehre gebührt!

III. Eextraausgabe —! (36 Verse gestrichen; mit Vorbemerkung).
Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmrlös): K 960.000
für die Hinterbliebenen Kurt Eisners (Frau Eisner Eisner, Gengenbach i. B., Deutschland) und andere Notleidende.

Auf dem Programm:

Der Verfasser (oder die Verfasserin) des leider anonymen Briefes, in dem über schlechtes Hören des letzten Vortrages im großen Saal geklagt wird — »mein Sitz war im letzten Drittel Parterre« —, möge sich melden, um zur Entschädigung einen guten Platz für den nächsten zu erhalten. Doch die in dem Brief ausgesprochene Ansicht: »Es ist ganz unmöglich für einen Einzelnen — selbst wenn er über Stimmittel wie die Ihren verfügt — diesen Raum zu füllen«, ist irrig. Weil er über solche Stimmittel verfügt und ihrer natürlichen Anpassung an die Dimension keinen künstlichen Widerstand entgegensetzt. Dies war ehemals paradox, aber nun bestätigt es der Raum. Denn es ist manchen großen Sälen eigentümlich, daß die laute Stimme unverstanden bleibt. (Leiseres Sprechen wird dann wohl wieder von den vordern Reihen nicht gehört.) Die Sprechtechniker können sich richten. Im gegebenen Fall war das schlechte Hören — über das sich der entfernteste Galeriebesucher nicht beklagt hat — auf bestimmte Plätze, vor allem Logensitze, beschränkt. Aber es wird wohl keinen Saal, ob groß oder klein, geben, der solche Eigentümlichkeiten nicht aufweist, und das Malheur kann, wenn es so rührenden Ausdruck findet wie in jenem Briefe, ausnahmsweise gutgemacht werden. Bei dieser Gelegenheit sei ein für allemal ersucht, Briefe mit der Bitte um Verschiebung eines Vortrags, der mit einer andern Veranstaltung kollidiert, an die sich der Schreiber bereits vergeben hat, zu unterlassen. Die Zumutung, das Datum eines Vortrags selbst in dem Zeitpunkt, da es noch möglich wäre, von der Rücksicht auf eine Gleichzeitigkeit, die ja wohl immer vorhanden ist, bestimmen zu lassen, ist grotesk. Sie wäre

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — und kommen so einander menschlich nahe. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der Parsifal-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin zusammen!

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

mit weit größerer Berechtigung an die Veranstalter der konkurrierenden Darbietungen zu stellen. Daß aber gar die Interessenten eines Fußball-Matches in solches Dilemma geraten und darob Beschwerde führen müssen, ist bedauerlich. Hoffentlich haben sie die einzig richtige Lösung gefunden / heute im Saal zu fehlen.

Vorbemerkungen:

»Der tägliche Bericht« behandelt den täglichen Fall Adalbert Sternberg. Diese Glosse bleibt also immer aktuell, und es trifft sich gut, daß der Graf Herberstein gerade auch am Hotel Hungaria in Budapest vorübergegangen ist.

Ich habe meinen Augen und Ohren nicht getraut, als ich kürzlich in der Neuen Freien Presse, die sich über den harmlosen Betrug irgendeiner »Extraausgabe« ereiferte, den Ruf, der vor zehn Jahren die Schande ihres Kriegsbehagens durch die Gassen trug, als satirisches Zitat nachgebildet fand. Wer, der das Grausen jener Tage im Ohr hat, könnte sich eine schamlosere Verleugnung des Zeitungsgeschäftes denken, dessen Betriebsstoff es war, eine schamlosere Offenbarung des Zeitungsgeistes als diesen Versuch, zu erinnern, was es gegeben, und vergessen zu machen, wer es getan. Wer, der mein Gedicht, die wortgewordene Qual der großen Zeit, im Gedächtnis hat, könnte sich eine prägnantere Inhaltsangabe denken als dieses Geständnis nach zehn Jahren:

[Extra — auaus — gaabäh . . .] Das schmerzt uns alle heute noch im Ohr. Den Ton werden wir bei Lebzeiten nicht mehr los. In diesem Straßenruf verkörpert sich der quälende Maturatraum der jetzigen Generation. Vernimmt man ihn wieder einmal, dann werden Tage ins Gedächtnis zurückgerufen, an denen uns der ganzen Menschheit Jammer angeweht hat. »Lemberg noch in unserem Besitz« . . . Und Zahlen mit vielen, vielen Nullen, die Tote und Gefangene, Verwundete und Vermißte bedeutet haben. Und Kundgebungen des Armeekommandos, in denen hinter jedem Wort, hinter jeder Silbe, hinter jedem Buchstaben vordem ungeahnte Schrecken sich aufzutun schienen, Ströme von Blut rauschten und das Stöhnen und Jammern der gequälten Kreatur vernehmbar wurde. Ja, vielleicht ist es der einzige erhebende Trost im Gegenwartsjammer der Nachkriegszeit, daß die Extraausgaben immerhin zu jenen Dokumenten der »großen Zeit« gehören, die mit ihr zusammen eingesargt wurden. Aber was ist das? Wieder laufen dazu mißbrauchte arme Teufel, Frauen und Burschen und Kinder durch die Straßen, wieder schrillt und heult es: Extra — auaus — gaabäh! — —

*

Kleiner Konzerthausaal, 2. November, 7 Uhr:

I. Shakespeare: Timon von Athen, übersetzt von Dorothea Tieck. Zum erstenmal in der vollständigen, auch den 4. und 5. Akt umfassenden Bearbeitung des Vortragenden. (Vor Beginn:

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.
Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

Verspielt und vertan

In einer und derselben Stunde bin ich dieser beiden Briefe ansichtig geworden :

— Bei dieser Gelegenheit will ich etwas nachtragen, was ich aus Zeitmangel damals versäumt habe, nämlich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem 50. Geburtstag und zum Jubiläum des 25jährigen Bestehens der „Fackel“ auszusprechen. Was Sie während dieser Jahre als Dichter und Kritiker der Zeit für die deutsche Sprache und Schaffung einer wahrhaft reinen Atmosphäre, ferner als Sprecher Ihres eigenen Wortes und des Wortes anderer geleistet haben — nie werde ich den Eindruck Ihrer Vorlesung der »Weber« vergessen —, ist ganz ungeheuer und einzigartig; dazu kommt Ihr Verständnis und ihre Liebe zum echten Theater, das Ihnen wie so vieles andere von den Sudlern der Presse streitig gemacht wird; je mehr ich im Laufe der Zeit Ihre Größe erkannte, desto unerklärlicher wurde mir die Stellungnahme der Umwelt zu Ihnen; wie kann man, frage ich mich immer wieder, an diesen Werten stumm vorbeigehen, nur damit der eigene Unwert bestehen bleibt? Aber nicht genug, daß in den »Welt-

— Ich habe immer mit großem Vergnügen Ihre Schriften und Ihre »Fackel« gelesen und immer Ihr Ethos und Ihre Intelligenz anerkannt, ganz abgesehen von den hervortretenden Eigentümlichkeiten Ihrer Rasse, so da sind: Überheblichkeit, gesteigerter Eigendünkel und eine große Dosis Unbelehrbarkeit und geistiges Beckmessertum. — Ja glauben Sie denn, daß böse Menschen, daß menschliches Wollen ausreichend wäre, ja, es überhaupt vermöchte, diese Erscheinungen, welche Sie bekämpfen, zu erzeugen? Krieg, Presse, Korruption sind soziologische Erscheinungsformen —

Was wird bleiben von Ihnen? Eine literarische Erscheinung etwa wie Lichtenberg, ohne Einwirkung auf das Geistesleben der Zeit, gebannt in einen kleinen Kreis jüdischer Schmöcke und etlicher begeisterter Idealisten, welche nie an die Krippe kommen werden, weil sie zu anständig sind. Erscheint Ihnen etwa Herr Seitz als Ihr idealer Zuhörer, oder Herr Renner und andere der k. k. republikanischen Genossen und Pseudo-sozialisten? Sie sind und bleiben steril, weil Sie nicht im Leben wurzeln, weil Ihr Werk Literatur ist, ein Teil der von Ihnen so verachteten Literatur, weil Sie doch am Buchstaben kleben und weil Ihr alttestamentarischer Haß Sie das volle, brausende Leben

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

blättern und anderen Zeitungen von Kinostücken mehr die Rede ist als von Ihnen, nein, es wird oft versucht, die vorhandenen Werte einfach abzuleugnen und sie ins Gegenteil zu verwandeln; aber durch nichts ist die ganze Schmach der Journalistik und ihre völlige Unkompetenz in der Anerkennung geistiger Werte schlagender bewiesen als durch eben diese Art, Sie totzuschweigen und Ihnen das abzuspochen, was Sie sind.

Die Leute, denen das Geld der Inbegriff des Lebens geworden ist, tun nur das, was ihnen wieder Geld einbringt, und ihre ganze Denkungsweise ist so eingestellt, daß die Gesinnung irgend eines Menschen, nach ihrer Meinung nie um ihrer selbst willen vorhanden ist, sondern irgend einen Grund haben muß; also wenn man gegen irgend eine Person auftritt, weil man sie für einen Schädling hält, so ist natürlich in Wahrheit der Grund der, daß man diesen Menschen aus persönlichen Motiven haßt, wahrscheinlich deshalb, weil er einem früher einmal etwas angetan hat; das Empörende daran ist nicht, daß sie selbst so denken, sondern jemandem, der anders ist, es einfach ableugnen, und,

übersehen und hochmütig geringschätzen läßt. Haben Sie nicht Ihr Pfund vergraben, hätten Sie nicht der Nation vorangehen können, wenn das tragende Element Ihres Wirkens die Liebe gewesen wäre und nicht der Haß, jener tödliche, ätzende Haß, der zutiefst doch im Judentume wurzelt, das Sie so sehr verachten, weil Sie von ihm innerlich nie und nimmer loskommen werden. Und auch Ihr Haß, hatte er je großen Zug, war er vorausseilend, stellte er sich kühn in den Weg, wagte er es, ein Flammenzeichen zu sein wie das Werk Beaumarchais? Sie kamen immer hinterher, nachher, aus einer relativen Sicherheit, war Ihr Verhalten im Kriege nicht zumindest zweideutig und sehr vorsichtig, denken Sie an England, an seine Bekenner im Kriege, welche Menschen und Charaktere waren. Erachten Sie es als eine Heldentat, diesem Schöpfen von Friedrich einen Fußtritt zu geben und Wilhelm eine Grabrede zu halten? Wo waren Sie damals, als es noch kühn war, eine freie Rede zu führen? Brachte Sie Ihr Ästhetizismus, Ihre Sucht, ein Eigener, ein Besonderer zu sein, nicht in die Nähe der Konservativen, der Reaktionäre? Wie bekämpften Sie die Presse, klebten Sie vorerst nicht an den Druckfehler und an den armseligen Redewendungen armer, schlecht bezahlter Teufel, die um ihr Brot zitterten. Mußten Sie es jemals, der Sie immer unabhängig waren und dem die Unabhängigkeit die Möglichkeit zu Ihrer spezifischen Betätigung gab. Ich, der Ihnen dies schreibt, ich bin kein Jude, ich bin kein Journalist,

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

wenn seine Gesinnung noch so rein ist, sie werden niemals verlegen, wenn es darauf ankommt, einen »natürlicheren« Erklärungsgrund zu finden. Und diese Leute, also die sogenannten Stützen der Gesellschaft, glauben steif und fest, daß Ihr Haß und Ihre »Wut« gegen die Presse sich nur daraus erklären läßt, daß Sie von ihr nicht anerkannt werden; »ich bitt' Sie, was kann sonst der Grund sein«, bekommt man immer wieder zu hören.

Ich weiß, daß ich mit diesen Worten auch nicht im entferntesten Ihrer Bedeutung und Ihrer Kunst gerecht geworden bin; doch dazu reicht meine Fähigkeit, das auszudrücken, was ich weiß und fühle, nicht aus; was ich aber erreicht zu haben hoffe, ist, daß Sie an die Ehrlichkeit eines Menschen glauben werden, der sich aus dieser gottverlassenen Welt zu retten sucht.

Nehmen Sie das Schweigen der Umwelt als die Unterzeichnung des von Ihnen über sie verhängten Todesurteils an!

Also da muß ich schon sagen, daß in Bezug auf der Parteien Gunst und Haß und das infolge dieser Verwirrung eintretende Schwanken des Charakterbildes in der Geschichte der Wallenstein ein Hascherl gegen mich war. Indes verschmähe ich auf der wilden Jagd, in der es nun einmal keinen Halt bis zu der mir bevorstehenden schwarzen Riesenfaust gibt, des Rechten Warnen und lass' vom Linken mich umgarnen. Wer der Reiter rechts war, »ich ahnt' es wohl, doch weiß ich's nicht«, und glaub' ihm aufs Wort, daß er ein Arier und aus dem Alpenlande ist. Er

ich bin ein Arier, kein Wiener, bin aus dem Alpenlande. Ich erkenne es aus dem tiefsten Instinkte, daß Sie eine gebrochene Existenz, ein antisemitischer Jude und zutiefst ein betrüger Betrüger sind. Sie zittern nach der Anerkennung, mag auch Ihre Rede sich hochmütig davor verschließen, mögen Sie auch den Gleichgültigen spielen. Ihre Eitelkeit schlägt oft komische Kapriolen und verrät die Wunden Ihres Herzens.

Ziehen Sie die Schlußsumme Ihres Lebens, Sie haben es verspielt und vertan, was übrig bleibt, einige Zeilen in den Literaturgeschichten, einige Gedichte, die Erkenntnis, daß Ihr Ethos vergedet, nutzlos, daß Sie nicht mit dem Leben gingen, nicht voranstürmten, sondern aus dem Hinterhalte kleine Pfeile schossen, seitenlang mit Leuten, wie Großmann etc. polemisierten, Benedikt bekämpften und dabei ganz vergaßen, für das Leben zu kämpfen, für die Freiheit, für die Menschenrechte, nicht für Druckfehler und gegen armselige Teufel von Soldschmierern. — — Ewig unfruchtbar ist der Haß, wirken, beleben, über die Jahrhunderte dauern kann nur die Liebe. Armer, kleiner Swift, auch Ihre Werke werden zu Kinderbüchern werden!

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — und kommen so einander menschlich nahe. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der Parsifal-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

hofft sich dadurch ein Bildl bei mir einzulegen, er hält mich für einen Antisemiten, aber er weiß offenbar noch nicht, daß ich die Juden zum Fressen gern habe, wenn ich an die Bewohner des Alpenlandes denke, und gut jüdische Worte fallen mir sogar ein, wenn ich sehen muß, wie sich so ein armer Bodenständling im Schweiß seines Angesichts etc. mit mir abplagt. Also daß ich als Lichtenberg enden werde — man soll sich nur vorstellen: ein Lichtenberg, ohne Einwirkung auf das Geistesleben, gebannt in einen kleinen Kreis jüdischer Schmöcke —: das wird mein Soff sein! Ein verpuschtes Leben, unter dem Auswurf begeisterter Idealisten, welche nie an die Krippe kommen, weil sie zu anständig sind — o wie oft verdrießt es mich, daß ich nicht als Trottel auf die Welt gekommen bin, Minister könnt' ich heut sein! (Oder voranstürmen!) Wenn ich die Schlußsumme meines Lebens ziehen soll — was aber nur auf Verlangen geschieht —: Verspielt und vertan . . . Und wenn ich dann gar als ein armer Teufel von einem Swift übrigbleibe, dessen Werke zu Kinderbüchern werden, da wird sich keiner, der nicht geradezu aus dem Alpenlande ist, des Ausrufs enthalten können: Weit gebracht! Aber ein Verblendeter wie ich bin, kann ich wahrscheinlich diesen miserablen Ausgang gar nicht erwarten und wünsche womöglich, daß schon bei meinen Lebzeiten die »Letzten Tage der Menschheit« als Kinderbuch erscheinen, damit die kleinen Arier, wenn sie heranwachsen, nicht wieder so große Arier werden, um Gusto auf Weltkrieg zu haben. Aber da ließe sich ja nichts machen, weil er doch nur eine soziologische Erscheinungsform ist (wie die Presse, die ich kolossal bekämpfen könnte, wenn ich nicht an den Druckfehlern klebte). Und ist es nicht heute leicht, von den »Letzten Tagen der Menschheit« zu sprechen, nachdem mein Verhalten im Kriege, wo ich sie vorgelesen habe anstatt voranzustürmen und für das Leben zu kämpfen, zumindest zweideutig und sehr vorsichtig war? Wo war ich damals, als es noch kühn war, eine freie Rede zu führen? Im Jahre 1917 in Berlin Wilhelm eine Grabrede zu halten, dazu gehört freilich weniger Mut als für einen Arier, 1924 einen anonymen Brief zu schreiben, nachdem er schon immer mein Ethos anerkannt hat. Was er vor mir voraus hat, ist die Liebe, ist der Blick für das volle, brausende Leben (Fußball, Radio) und ein Gefühl für Menschenrechte, die ich dem Alpenländer gern bestreite. Was er vor mir voraus hat, ist auch, daß ich mir zwar Renner als idealen Zuhörer denke, aber nicht an Beaumarchais hinanreiche, wiewohl ich eigentlich ganz froh bin, nicht »Figaros Hochzeit« geschrieben zu haben, bei deren Lektüre ich erst kürzlich eingeschlafen bin. Also nix als bisserl Swift und Lichtenberg, eine gebrochene Existenz. Freilich mit einer unerhörten Eitelkeit, der das Bewußtsein, unter Trotteln zu leben, täglich noch Nahrung gibt, aber auch mit der verzehrenden Gier, von diesen sowie von der Presse endlich anerkannt zu sein.

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

Verehrter Herr Kraus!

Mein in der Wiener jüdischen (nicht hebräischen) Wochenschrift 'Die neue Zeit' aus Anlaß Ihres 50. Geburtstages erschienener Aufsatz ist in der Fackel (Nr. 657—667, Seite 174—176) unter falschem Namen — ich heiße Moses Gross und nicht Gras — und in einer Unvollständigkeit wiedergegeben worden, in der ich nicht eine redaktionelle Absicht zu erblicken vermag, sondern ein Übersehen des Schlußabsatzes meiner Abhandlung durch den Übersetzer vermute — das ihm allerdings, infolge eines Umbruchfehlers, leicht widerfahren konnte.

Der Schlußabsatz lautet:

Diese (K.'s) künstlerische Inbrunst ist jüdisch und sie legitimiert zugleich seine negative Beziehung zu jenem edlen Feuilleton-Israelitentum, jenen literarischen Salonlöwys und Pollaks im Geiste, die da Lärm machen im Kosmos mit ihrem trüben zwischensprachlichen Gefühlsjargon und die weit eher schon eine literarische Kategorie sind, als lebendige Menschheit.

K. ist ein Zerstörer — jammert der intellektuelle Kleinbürger, und es bricht ihm das Herz um die süßen Banalitäten in Literatur und Kunst, die vernichtet wurden durch sein Wort, um die liebe, traute Lebensfalschheit, die es nicht mehr wagt, sich öffentlich zu zeigen.

Aber in Wahrheit ist jeder Schöpfer Zerstörer des Unwertes — und K.'s Besonderheit ist seine ins »Krankhafte« gesteigerte Sensibilität gegen denselben. Seine Sehnsucht nach harmonischer Schönheit verschärfte unendlich das Gefühl für den Defekt, erhöhte die Intensität seiner Trauer um eine Welt, über die er sich lustig machen muß. Er ist kein aktiver Aufbauer, denn seine schöpferische Tat wurzelt im Leid — er ist tätig in leidender Form.

So kam er zu der übertriebenen Verhäßlichung einer Welt, die sich gar nicht einmal so schlecht vorkam und die er erst schlechter machen mußte, um ihr das Gruseln beizubringen vor ihrer Wohlgeratenheit. So kam er zu jenem großen Unrecht, das er hat, indem sie es tut — und das sie ihm nie verzeihen wird.

Moses Gross.

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg ragnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

Klarstellung

Gesprochen am 5. Oktober

Der Not und dem eignen Trieb gehorchend, gewillt und gezwungen benütze ich Zeitpunkt und Raumbereich dieses Vortrags, der in keinem andern »Rahmen« als in seinem eigenen stattfindet, zu einer Klarstellung. Nicht allein von dem Gedanken an den Anbruch der großen und kleinen Zeit und an die blutigste Schmach, die sich die Menschheit jemals angetan hat, ist das Programm der Vorlesung bestimmt worden. Sondern es sollte die Wahl des umfanglichsten Abschnitts jener Tragödie, deren Unmaß aller Möglichkeiten der alten Bühne spottet, auch der Empfindung gerecht werden, mit der ich die Tage erlebe, da eben diese Zeit, von den tödlichen Errungenschaften ihrer Technik um den Rest von Ehre und Besinnung gebracht, aus ihrem unschöpferischen Nichts, aus dem Hohlraum heutigen Bühnenwesens einen fieberhaften Reformwillen praktiziert. Diese Empfindung ist der purste Abscheu, der, wenn ich ihn auch mit keinem Argument zu stützen vermöchte, weit mehr Urteil hätte in sich selbst als alle Theorie, die der intellektuelle Ungeist für den Schwindelmut parat hält, der just die Sphäre, welche das Siechtum der Kultur im grellsten Lampenlicht entblößt — denn das Theater ist so sehr der Spiegel des Zeitalters, daß er mit diesem erblindet — als das Versuchsfeld seines Aberwitzes erkoren hat. Wohl, die Rebellion des Ungeistes, die jetzt den Ingenieur als den Dichter der Zeit beruft, hat ihren Nährboden in Wirklichkeiten, in Kräften, die unleugbar und unübersehbar in der Zeit wirkend vorhanden sind: in der Dummheit und in der Schamlosigkeit, und es ist dem neuzeitlichen Wesen eigentümlich,

daß die Typen des Betrogenen und des Betrügers nicht mehr streng von einander abgesondert sind, sondern daß eben in einer Epoche, welche das Glück allen automatischen Betriebs erreicht hat, der Selbstbetrüger funktioniert. Nichts ist darum verständlicher als der Triumph eines Zeitbewußtseins, dessen technische Lebenserleichterung — mit einem Handgriff den Gastod von Tausenden bewirkend — alle Vegetation des Geistes vernichtet, alles Glück der Naturhaftigkeit, das sie fördern sollte, verzehrt hat und das den Anspruch der Natur nicht einmal mehr darin erfüllt, vor solcher Verarmung zu schaudern, sondern den Lebensverlust und mit ihm die Unmöglichkeit, künstlerische Werte zu schaffen und zu erfassen, als den Gipfel der Entwicklung beschreibt. Und so völlig verödet und verblödet, so jedem Trugschluß preisgegeben, so gegen alle Notausgänge orientiert ist dieses Denken, daß es dem Mangel an Natur und also an theatralischer Potenz homöopathisch mit den Giften beizukommen wähnt, die das Siechtum bewirkt haben, und daß sie wirklich glauben, oder so tun als glaubten sie, die absterbende Kunst galvanisieren zu können, wenn sie ihr unmittelbar etwas von dem Dynamomotorischen, durch das alles Organische verheert ward, hinzufügen. Vorausgesetzt freilich, daß es sich nicht bloß um jenes östliche Übermaß von einem Appetit handelt, der gefunden hat, weil Motorfahren und Preisboxen etwas Schönes ist und Theaterspielen auch, wie schön müsse erst ein Theater mit Fahrbahn und Boxring sein. Wie dem immer wäre, die Literaten finden die Idee — literaturgeboren, auch wenn sich die Tinterln noch so absurd gebärden und sich zeitgemäß in Taterln verwandelt haben —, die Idee, vor der fünfhundert Säuen nicht kannibalisch wohl wäre, sondern grausen würde, »fruchtbar und zukünftig«. Denn die Entwicklung — und wehe dem, der sie in einer Zeit des rapiden Stillstands leugnet — hat es nun einmal

— 21 — 62 19

mit sich gebracht, daß der Fischteich vergiftetes Wasser hat, und da entschlossen sich denn die Reformer der Fischzucht und Mitgänger der Zeit, die Fische auf dem Trockenen zappeln zu lassen, was den aktivistischen Zeugen des Greuels als eine zeittümliche Besonderheit, ja als fruchtbare und zukünftige Bewegung wünschenswert erscheint. »Que faire? Vivre!« Oder auf deutsch: Qui vivra, wird doch da sehn. Ich jedoch, abgeneigt jeder Tierquälerei, jedem Mißbrauch der Natur, jeder Einmischung von Tinte ins Element, stehe nun seit zwei Jahrzehnten diesem Treiben mit einem geradezu heroischen Ekel gegenüber, indem ich alle Versuche mit Lichtkegeln, Orchesterbrücken, Treppen, Würfeln, alle Strapazen einer kubisch erhöhten Impotenz, alles Getue einer usurpierten Regieallmacht, allen Wahn, die szenische Wirklichkeit, die noch kein Genie beengt hat, durch groben Unfug »anzudeuten« und die Untalente mit Metaphern zu umgeben, die auf der Bühne als Körper, als Fremdkörper in Erscheinung treten wie jene selbst — indem ich all diese Hochstapelei der Nebensachen und diese ganze Problematik der Kulisse, die über das Grundübel der Wortfremdheit hinüberschwindeln will, nicht als Hilfe, sondern als Hemmnis der Wortbühne betrachte. Nicht leugnend, daß diese Bestrebungen, deren Erfinder die Züge der ewigen Kunst als »epigonisch« verleumden, in ihrer Vielheit alle auf den gleichen Drang zum kunstgewerblichen Kitsch zurückführbar — nicht leugnend, daß sie ganz und gar der Zeit angemessen sind, leugne ich doch, daß sie etwas anderes sind als der Humbug der Weltbejaher, die mit Geschrei und Geschmier sich vor und hinter den Zeitgeist stellen, um der Enthüllung vorzubeugen, daß eben er alles andere ist als der Geist, und daß sie keinen haben. Ich habe das Drama, dessen Riesenmaßen das gedruckte und das von mir selbst zu sprechende Wort genügen und die vorhandene oder ehrwürdig abgestorbene Bühne, deren

Andenken keine Max und Moriz-Reformen antasten werden, sich entzieht — ich habe jenen, die danach langen wollten, das Werk entzogen. Der Appetit der Parasiten des Zeikadavers mag noch so groß sein — bei mir beißen sie auf Granit! Denn ich bin, mit allem Verständnis für die bunten Möglichkeiten des Lebens, in Dingen der Kunst unbelehrbar, rückständig, voll Vorurteil und keines Vorteils gewärtig. Mit der ganzen Welt, die es ja so haben will und die nach dem Maß, in dem es gelingt sie zu betrügen, ihre Hochachtung verteilt, mögen sie es versuchen. Alles mag ihnen gelingen — nur das eine nicht: mich blöd zu machen!

+ können

Andenken keine Max und Moriz-Reformen antasten werden, sich entzieht — ich habe jenen, die danach langen wollten, das Werk entzogen. Der Appetit der Parasiten des Zeitkadavers mag noch so groß sein — bei mir beißen sie auf Granit! Denn ich bin, mit allem Verständnis für die bunten Möglichkeiten des Lebens, in Dingen der Kunst unbelehrbar, rückständig, voll Vorurteil und keines Vorteils gewärtig. Mit der ganzen Welt, die es ja so haben will und die nach dem Maß, in dem es gelingt sie zu betrügen, ihre Hochachtung verteilt, mögen sie es versuchen. Alles kann ihnen gelingen — nur das eine nicht: mich blöd zu machen!

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Um Nestroy

Wohl der einzige Ertrag des Theaterfestes war die von mir angeregte Aufführung von Nestroys »Eine Wohnung zu vermieten« (mit der Musik von Viktor Junk), jenem theatralischen Meisterstück, das von der zeitgenössischen Kritik totgetreten wurde und seit damals nicht auferstanden war. Die Verantwortung des Regisseurs (die ich ursprünglich nicht abgelehnt hatte) zu übernehmen, war mir im unverschuldet späten Zeitpunkt meiner Rückkehr nach Wien und wegen der konkurrierenden Unzuverlässigkeit des Theaterwesens und des Festlebens unmöglich; auch hätte ich mir nicht das Verdienst der schon damals sichtbaren szenischen Leistung aneignen können, die der Direktor Jarno bis zu einem für die heutigen Verhältnisse des Sprachhumors erstaunlichen Gelingen vollführte. Die Presse versuchte nicht den Durchfall ihrer kritischen Vorfahren zu wiederholen und war teils mit wohlwollender Dummheit an der Sache interessiert, teils mit einer gewissen Verstimmung, die Nestroy meinen Anteil an der Aufführung entgelten ließ. In anderem Sinne wurde auf diesen an einer Stelle, wo man es am wenigsten erwartet hätte, im Neuen Wiener Tagblatt, hingewiesen:

Undankbar und ungerecht wär' es, desjenigen nicht zu gedenken, der den schönen Nestroyabend im Lustspieltheater veranlaßt, den literarischen Wert und die Bühnenmöglichkeit des von allen übersehenen Possenspieles scharfäugig erkannt hat. Karl Kraus, der für Johann Nestroy so viel getan hat, wie einst für Wedekind und Strindberg, der ihn durch sein geschriebenes und gesprochenes Wort zu neuen Ehren erweckte, ist an »Eine Wohnung zu vermieten . . .« nicht achtlos vorbeigeschritten. Er hat das Werk nachdrücklich zur Wiederaufführung empfohlen, sich dafür eingesetzt und verbürgt. Beratend, gelegentlich auch führend, leitete er die Schauspieler auf den einzig richtigen Weg und hielt sie auf ihm fest.

Wenn es undankbar und ungerecht wäre, dieses Falles nicht zu gedenken, so ist damit die Wiener Presse aus ihrer Mitte heraus charakterisiert. Und es gibt immer noch Schwachköpfe, die glauben, daß ich Anerkennung reklamiere, wenn ich die Schmach einer wertvergessenen Kritik an dem stärksten Beispiel, das zu

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorträge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Willen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfindungsstärke und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:
Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreicherischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dffrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.
Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zulauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

-80
Jung

übersehen ich nicht befangen genug bin, immer wieder feststelle. Mein Verdienst um diese Aufführung, die Entdeckung des Stücks, wäre wohl die kleinste aller künstlerischen Angelegenheiten, die für das tonangebende Pack nicht vorhanden sind, und die Leistung des Theaters war auch ohne meinen Beistand vorhanden. Die erfreulichste Überraschung der Cajetan des Herrn Kneidinger (eigentlich dem geborenen Nestroy-Spieler Oskar Sachs zugehört, der aber leider durch eine Verpflichtung zur Operette abgehalten wurde, sich von dieser einmal befreien zu lassen); erfreulich aber auch vieles andere, selbst wenn man es nicht in Vergleich bringt mit dem traurigen Jux des Burgtheaters, den mitzumachen ich endlich Gelegenheit fand, leider ohne den mit Herzklopfen erwarteten Herrn Treßler in der Hauptrolle zu erleben. Während es ihm sonst nur unmöglich war, den Weinberl zu spielen, war er diesmal auch verhindert. Trotz dieser Enttäuschung war es ein theatergeschichtliches Ereignis. Daß ein Ensemble, in dem heute — nebst der prächtigen Maria Meyer — Frau Lewinsky als eine wahre Meisterin dasteht, nur wenige Sätze bringt, die ganz von Nestroy sind, das wäre ja noch ein Glück. Aber was für einen Text die Leute sprechen und womit es ihnen gelingt, ein gut arisches Publikum zu Heiterkeitsausbrüchen hinzureißen, das ist das Besondere dieser Aufführung. Herr Maierhofer, einer aus der Steiermark und eine gefährliche Konkurrenz des Herrn Dr. Bergauer, soll als Hausknecht Melchior einen Stein suchen, um ihn nach einem Fenster zu schmeißen. Er sucht endlos, da glaubt er, den richtigen erwischt zu haben, muß sich aber öfter die Hand an der Hose abwischen, und sagt: »'s hat aber wirkli ausg'sehn wie a Stein!« Tumult im Hause, der sich erst legt, als Steirer den letzten Versuch macht, nun den richtigen Stein erwischt und das Fenster trifft. Das ist Nestroy, auf Burgtheaterverhältnisse angewandt. Ich glaube, der Prunkvorhang mit den ehrwürdigen Gestalten, den ich seit so vielen Jahren wiedersah, werde dem Spuk mitten in der Szene ein Ende machen und dafür im Zwischenakt vor Scham in die Höhe gehen. Doch in der Ehrengalerie des Foyers hängt zwischen den Porträts der großen Meister das dreimal so große des Herrn Reimers, der vor den Anschütz, Fichtner, Wolter, Sonnenthal, Hartmann auch den Vorzug genießt, »Ehrenmitglied« zu sein. Ja, die Zeit ändert viel, heißt es bei Nestroy. Und ferner:

7 nur,

H. Maierhofer

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfindungsstärke und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dritzig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

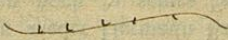
er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hincogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zuzuschauen«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

Da hab i scho gnuu. Zusatzstrophen in Fülle, wenn sich däs
Burgtheater entschließen wollte, auch den »Talisman« zu spielen,
mit Herrn Treßler als Titus.

*  *Wahl, mit
Wahl, mit
Wahl, mit
Wahl, mit
Wahl, mit*

Sehr apart war die Kritik des zionistischen Blattes:
Die Wiener sollen sich ihres lieben, feschen Johann
Nestroy erinnern und darum hat Jarno, in allen Sätteln gerecht, die
harmlose Posse »Eine Wohnung zu vermieten« serviert, und das
für unseren Geschmack veraltete Stück durch reizende
Inszenierung und flottes Tempo einem Publikum mundgerecht gemacht
— — Vor fast 100 Jahren hat das vormärzliche Wien Nestroys
Wohnungsvermietungsspässe abgelehnt, nicht vielleicht
gewisser harmloser Anspielungen wegen, sondern vermut-
lich deshalb, weil es nicht viel zu lachen gibt — —
kein schlagkräftiger Humor — — die über die toten
Dialogstellen und langweiligen Tiraden hinweghalten
— — Nestroys Humor, der mehr im Gemüt als in der
Dialektik wurzelt, wurde, so weit die schwache Posse es
zuließ, trefflich herausgebracht. — — Es war eine Auferstehung, wenn
auch nur für ein paar Stunden.

Es wurde 14mal gespielt. Ich glaube, Iherings Faktor hat Nestroy
einmal so als ein fideles Haus angesprochen, nur mit weniger
Einschränkungen als der zionistische Kollege, welcher Guschelbauer
doch vorzuziehen scheint. Der liebe fesche Johann Nestroy
erinnert mich an ein Gespräch mit einer Wiener Komtesse (einer
von jenen, die wieder Herr Fritz Engel vom Berliner Tageblatt
beim Auftreten Girardis im Burgtheater die Wiener Fiaker um-
armen sah). Es war vom Engadin die Rede, von Sils-Maria und
der Nietzsche-Insel, die sie auch kannte. Bei der Erwähnung
dieser Gegend sichtlich gerührt, sprach sie die Worte: »Der guate
alte Nietzsche!«

*

*

*

*

*

Der Kunstverlag Anton Schroll & Co. teilt mit, daß er mit
dem Erscheinen seiner von Fritz Brukner und Otto Rommel
besorgten kritischen Gesamtausgabe Nestroys nicht zurückhalte
und daß die beiden ersten Bände (Zauberspiele I. und II. Teil)
nach mehrjährigen Vorarbeiten soeben erschienen seien.

*

8 8

als frühhche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formidierung. In seinen kurzen und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch beimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-reichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897.« Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide fürchtete Gedanken hegen«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschätzen«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenher Stammlokalen begegnet ist,

Der Herausgeber der zweiten, noch in Vorbereitung befindlichen Ausgabe, Leopold Liegler, meint mit Beziehung auf einen andern Satz in jenem Vorwort zu den „Bohemia“-Kritiken und mit Anerkennung des Verdienstes, Bernhard Gutts wertvolle Charakteristiken der Vergessenheit entrissen zu haben, daß auch die vielen literarischen Wiener Blätter des Vormärz, welche Berichte über Nestroys Schaffen als Schauspieler und Dichter brachten, in den Wiener Bibliotheken wohl lückenlos erhalten sein dürften.

*

» — In der Schlußbetrachtung über das Gastspiel erwähnt der Kritiker, daß Nestroy »in 19 Abenden 16 mal« in Prag gespielt hat; und Sie geben der Vermutung Ausdruck, daß es wohl 26 mal heißen solle. Nach den in den Kritiken enthaltenen Tagangaben umfaßt das Gastspiel den Zeitraum vom 11. bis 29 Juli 1844, also 19 Abende. Innerhalb dieses Zeitraumes hat Nestroy — wie gleichfalls aus den einzelnen Kritiken zu ersehen ist — bei 16 Vorstellungen mitgewirkt. Die Feststellung des Kritikers war also sachlich richtig und nur schlecht ausgedrückt.«

Offenbar verhält es sich so. Es lag, ohne Nachzählung, nahe, die »Abende« als Nestroy-Abende aufzufassen, zur Erklärung des scheinbaren Widersinns an das mehrmalige Auftreten an einem Abend (in Einaktern) zu denken und mithin den Druckfehler zu vermuten.

* * *

Ein Nestroy-Herausnehmer

Während jetzt fleißige Männer Nestroy herausgeben und sich bemühen, ihn zu restaurieren und aus den vorhandenen und vergriffenen Schleuderdrucken zu retten, wirkt in Wien ein emsiger Nestroy-Verstümmeler, nämlich der Herr Siegfried Löwy. Indem er so tut, als ob er einen kostbaren Fund gemacht hätte, druckt er — natürlich im Neuen Wiener Journal, das sich von solcher Forschung angeheimelt fühlt — Coupletstrophen, die man kennt und in einem der Drucke nachlesen kann, und in einer Fassung, die von der bekannten nur darin abweicht, daß sie die Spuren originaler Verhöhnung aufweist. Er hat für dieses literarische Verfahren zwei Methoden. Entweder er schreibt eine Strophe einfach nach der Stuttgarter Ausgabe ab und läßt einen Vers aus: diese Methode wurde ihm bei der Zitierung des Schlußgesangs aus »Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab« hier nachgewiesen. Oder

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Falle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimäthlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreicherischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ersten Gesichtern beide fürchte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuckten«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenher Stammlokalen begegnet ist.

Er geht gewissenhaft auf ein Manuskript zurück, welches er besitzt — das der Posse »Höllenangst« —, und, um offenbar nicht nur die Leser, sondern auch sich selbst in dem Glauben zu erhalten, daß ein Manuskript Nestroys gleichbedeutend mit etwas Ungedrucktem von Nestroy sei, unterzieht er sich der Mühe, es zu entziffern und schlecht abzuschreiben, kurzum eine Fassung herzustellen, die beim Abschreiben vom Druck doch nicht ganz so unmöglich hätte ausfallen können. Und behauptet dann, es seien »Variationen eines und desselben Coupletthemas, bis Nestroy die richtige Fassung gefunden zu haben glaubte«. Es sind aber Variationen und falsche Fassungen Löwys. »So gleich auf der ersten Seite ein Zeitungscouplet«. Nestroy hat aber gar kein Zeitungscouplet geschrieben, sondern es ist bloß eine Strophe aus dem Couplet »Na, da müssen ei'm bescheidene Zweifel aufsteigen«, in der allerdings die Zeilen vorkommen:

In der Zeitung schreib'n s' viel,
Aber glauben kann's, wer will

was sich ganz gewiß auch auf das Neue Wiener Journal und dessen Nestroy-Forschungen bezieht. (Herr Löwy schreibt: »schreiben's«.)

Später schien ihm ein neues Kometencouplet vorzuschweben, denn man findet den Entwurf: — —

Keine Spur, sondern es ist offenbar eine Halbstrophe jenes selben Couplets, die nun tatsächlich im Druck nicht vorkommt und darum nicht zu kontrollieren ist. Die Zeilen:

Heb nicht Wissenschaft und Ruaben
Zum astronomischen Turm

wären selbst dann unverständlich, wenn man für »Ruaben« »Ruhm« setzte. Dann gibt Löwy »nach dem vorliegenden Original eine Kostprobe« des »Aberglauben«-Liedes:

— — — — —
Manche fühlen einen Druck 's ganze Jahr
Und glaub'n, 's druckt die Regierung?
Was die meisten druckt, weiß ich recht gut:
Bei Tag die Schulden und bei Nacht die Trud.

Miserabel abgeschrieben. Der Reim auf »Regierung« ist verloren gegangen; wie sollte er aber vorhanden gewesen sein? Das Fragezeichen, das wohl keine Frage ausdrücken soll, sondern nur den Hinweis auf eine unlesbare Stelle, stammt von dem gewissen-

Q J

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fälle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Gernuch heimatischer Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Roseparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide fürchte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppenheater dem Wurstl zusauchelten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenher Stammlokalen begegnet ist.

haffen Forscher, der nicht so leichtfertig sein wollte, im gedruckten Text nachzuforschen, wie der Schluß der Zeile, den er nicht lesen konnte, lautet. Wenn Herr Löwy noch einmal das Manuskript anschaut, wird er finden:

Manche fühlen einen Druck 's ganze Jahr
Und glaub'n, 's druckt die Regierung . . . Nicht wahr!

Die einzige Abweichung des Drucks von diesem Manuskript besteht da in, daß es dort heißt:

Und glaub'n, 's druckt s' d' Behörd' . . . Nicht wahr!

Den ~~Rein~~

's is jetzt schön überhaupt,
Wenn m'r an etwas noch glaubt

hat Herr Löwy so gelesen, abgeschrieben und zum Druck befördert:

Es ist jetzt schon überhaupt,
Wenn man an etwas noch glaubt.

Lies: jetzt schon überhaupt! Vielleicht wäre es ihm eher ge-
glückt, den Monolog des Knaben Willibald abzuschreiben mit der
Definition des Menschen, der eine Feder in die Hand nimmt.
Daß aber jenem eher als dem Löwy gelungen wäre, das Aber-
glauben-Couplet abzuschreiben, ist sicher. Schon sein rhythmisches
Gefühl würde, wenn er die Feder in die Hand nimmt, ihm ver-
bieten, die Zeile:

Und wenn d' Menschheit betrachten nur wollt'

zu verändern in:

Und wenn die Menschheit nur betrachten wollt'.

Auch würde er wenigstens beim Überlesen den Unsinn merken,
wenn er wie Löwy aus den Zeilen:

Schöne Aussichten gar, na die sind
Oft beim Teufel, merkwürdig, wie g'schwind

gemacht hätte:

Oft beim Teufel, merkwürdig und g'schwind.

Der Vers:

Wenn er Schlechtere nur holet, ging's an
heißt vermutlich im Manuskript:

Wenn er's Schlechtere nur holet — —

vielleicht aber besser so wie im Druck:

Wenn er's Schlechte nur holet — —

Refrain

19

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, Rezipivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Viruosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatischer Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide fürchtete Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujuchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

Die Strophe ist mithin nicht so sehr »voll echter Nestroysmen«, als echterer Löwysmen. Die erste des Couplets »Meiner Seel, 's müßt' dem Himmel Höllenangst dabei wer'n« beginnt gleichfalls mit einem solchen:

Die Welt zu regieren, ist was Leichtes auf Erden,
Gut wär's, wenn's Regieren auf der Welt so leicht wär'.

Es würde also mit diesem Musterreim die Schwierigkeit des Regierens der Welt (auf Erden) der Leichtigkeit des Regierens der Welt (gleichfalls auf Erden) entgegengesetzt (wobei Löwy das Regieren unterstreicht). Da aber bei Nestroy die Regierung der kosmischen Welt mit der Regierung verglichen wird, so heißt es natürlich:

Die Welt zu regier'n, is 'was Leichtes auf Ehr' — —

Noch leichter ist es wie man sieht einen toten Autor zu drucken, der sichs freilich selbst am allerleichtesten gemacht hat.

Es war Nestroy beschieden, mit beispielloser Leichtigkeit, die mitunter auch zur Schleuderhaftigkeit führte, zu produzieren

leitet Löwy tadelnd ein, und es gelingt ihm, diesen charakteristischen Zug des Nestroy'schen Schaffens mit großer Sorgfalt herauszuarbeiten.

Es ist, wie Figura zeigt, von nicht gewöhnlichem Interesse, mitunter einen Blick in das Manuskript eines Bühnendichters zu werfen

kann er dann abschließend sagen. Wenn es der Leser mit ihm vermöchte, so würde er diese Behauptung bestätigen und der Löwyschen Fassung, die die interessanten Variationen enthält, vor den anderen Drucken, die sich mehr an das Manuskript halten, den Vorzug geben. Daß das Neue Wiener Journal nicht das Herz hatte, eines der seltenen Exemplare der großen Ausgabe mit der Schere anzugehen, ist begreiflich. Und daß Löwy nicht auf den Ausweg verfiel, die Stellen aus der Buchausgabe der Posse »Höllenangst« von einem verlässlichen Menschen abschreiben zu lassen, anstatt das schwer lesbare Manuskript persönlich entziffern zu wollen, hat wohl seinen Grund darin, daß er einerseits ein Nestroy-Forscher ist und andererseits den Wunsch hatte, dem Neuen Wiener Journal einmal etwas Ungedrucktes zukommen zu lassen,

L 271

A f

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formhierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatllicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreicher Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897.« Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauhzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenher Stammlokalen begegnet ist,

Notizen

In Das Notwendige und das Überflüssige, Notenbeilage S. 4, Lied des Strick, 2. Textzeile statt »was«: *Zu was.*

In Traumtheater, S. 19, 4. Verszeile v. u. statt »ihnen«: *Ihnen.*

In Nr. 601—607, S. 44, Z. 17 lies: »Sprache, Wahrheiten«.

In Nr. 622—631, S. 132, Z. 1 statt »ja«: *halt.*

In Nr. 640—648, S. 62, Z. 10 v. u. lies: »hat, und«; S. 92, Z. 13: »und, da«; S. 110, Z. 2 v. u. sämtliche Komma ja wegzulassen.

In Nr. 649—656, S. 56, Z. 11 statt »auf«: *an.*

In Nr. 657—667, S. 8, Z. 9 v. u. statt »Liebesmaler«: *Liebesmähler*; S. 43, Z. 7 v. u. statt »haben«: *haben könne*; S. 56, Z. 10, 9 v. u. statt »Autochthonen«: *Auto-chthonen*; S. 65, Z. 22 v. u. statt »im«: *in*; S. 71, Z. 17 v. u. statt »eimal«: *einmal*; S. 77, Z. 2 statt »auderes«: *anderes*; S. 79, Z. 15 v. u. statt »Siückes«: *Stückes*; S. 81, Z. 4 statt »Hurmunduren«: *Hermunduren*; S. 89, Z. 13 v. u. statt »Tages-Zeitung«: *Tageszeitung*; S. 91, Z. 18 und S. 212, Z. 3 v. u. statt »Vallentin«: *Valentin*; S. 94, Z. 7 statt »in«: *in den*; ebda., Z. 11 statt »der«: *des*; S. 97, Z. 11 Punkt nach »infamel« wegzulassen; ebda., Z. 11 v. u. statt »Shangai«: *Shanghai*; ebda., Z. 5 v. u. statt »Czar«: *Zar*; S. 99, Z. 14 und Z. 15 statt »sag'n«: *sagen*; S. 124, Z. 16, 17 statt »und und«: *und*; S. 126, Z. 6 (in einem kleinen Teil der Auflage) statt »Rorbert«: *Robert*; S. 136, Z. 9 statt »seinen«: *einen*; S. 160, Z. 3 v. u. statt »höchstens«: *höchstens*; S. 164, Z. 1 statt »zitiert«: *zitiert*; S. 168, Z. 6 statt »haben«: *habe*; S. 173, Z. 9 v. u. statt »ihren«: *ihres*; S. 174, Z. 15 statt »Gras«: *Gross*; S. 183, Z. 24 statt »lebt«: *lebt*; S. 187, Z. 24 v. u. statt »untrüglichste«: *untrügliche*; S. 191, Z. 10 statt »einen«: *einem*; S. 195, Z. 6 statt »Torrero«: *Torero*; S. 197, Z. 13 Komma nach »Müller« zu streichen; ebda., Z. 14 v. u. statt Strichpunkt Doppelpunkt.

Auf dem Umschlag S. IV, Z. 6 v. u. statt »neunfachen Nummer 648—656«: *achtfachen Nummer 649—656*; in der tschechischen Auflage S. III, Z. 9 v. u. statt »Pappand«: *Pappband*.

Für ein Werk, das etwa hunderttausend Worte stark ist, nicht allzuviel Druckfehler, wie man zugeben wird, und eher ein Beweis äußerster Sorgfalt im Setzen und Korrigieren. Nicht

#

|

0

lx

Handwritten mark

Handwritten mark

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprünglich schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfindlichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlischer Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwaltigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreicherischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebde oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide fürchte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujuchelten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

alle, die die Fehler bemerken, ahnen die Arbeit, die ihre Zahl so phantastisch beschränkt. Gewiß nicht jene, die im Gegensatz zu solchen, welche die Fleckenlosigkeit des Werkes mißstreben und darum die Absicht nachträglicher Korrektur sachlich fördern, sich mit einer Gier auf den Druckfehler stürzen, die auf kein besseres Verdienst schließen läßt als auf das Glück, ihn zu finden. Die ärgsten sind diejenigen, welche in solchem Fall von einem »grammatikalischen Schnitzer« zu reden wagen, der mir — nicht ihnen — »unterlaufft«. Einer dieser ehrlichen Finder, deren Lohn schon im Triumph liegt, findet jenen in der Wendung: »einen« Autor etwas abnehmen (S. 191), und fordert keck auf, über diese Worte »einmal nachzudenken (ich glaube, sogar f. s. würde hier einen Dativ anwenden)«. Spaßvogel, der er ist, hofft er indes, daß ich wegen dieses »nachgewiesenen Schnitzers« nicht Selbstmord begehen werde. Eher ein triftiger Grund wäre der Anstand und das Niveau der Leute, die sich »Verehrer« nennen. Bis dahin erhält einen aber doch die Hoffnung, aufklärend wirken und künftiger Zudringlichkeit vorbeugen zu können, am Leben. Also ich bin allerdings der Meinung, daß, wenn man in einer Zeitung öfter die umgekehrte Verwechslung findet: »einem« irgendwo treffen, daß hier wenn nicht das Dialektdenken des Schreibers, immerhin das des Setzers die Schuld trägt, welches von jenem im Stadium der Korrektur gestützt wird. »Einen« etwas abnehmen — ist aber tatsächlich selbst bei f. s. unmöglich und in allen Fällen ein öder Druckfehler. Wie entsteht er beim Druck der Fackel? Wie überall: wenn die Handschrift undeutlich ist, wenn die Entfernung des Objekts von der Aussage dem Setzer den Sinn nicht aufdrängt, und hier insbesondere, wo dem korrekturlesenden Autor der Zusammenhang so geläufig ist, daß er den falschen Buchstaben umso weniger bemerkt, je öfter er liest — welches Überbewußtsein ja die hauptsächlichste Fehlerquelle der Fackel darstellt. Anstatt nun auf den mechanischen Zufall, der von neuntausend Lesern gar nicht bemerkt wird und den tausend, die ihn bemerken mögen, den Sinn nicht stört — denn wäre dies möglich, so wär's unmöglich, daß der Autor es nicht bemerkt hätte —, anstatt also sachlich mitzuteilen, was später zu korrigieren ist (und zwar lediglich zu dem Zweck, damit es in die Buchausgabe nicht übergehe), statt dessen wird gewitzelt, wirklich aus der Auffassung heraus, daß es ein grammatikalischer Fehler sei, daß ich eben solches an andern tadle, nein, Geringfügigeres und dies sei der Balken im eigenen Aug; und anonym, doch von einem, der sich trotzdem einen »Prager Verehrer« nennt, sich nach einer Vorlesung sehnt und unter solchen Umständen lange auf sie warten kann.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Tüchtigkeit, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfügnungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Willen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten, Geruch heimathlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dätzig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, »zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zunauchten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist.

Ein Reinigungsprozeß

im tschechischen Literatentum, an dem sich das deutsche ein Beispiel nehmen möge, ein Fall, der zugleich ein Unikum als Vergehen wie als Sühne ist, verdient Beachtung. Eine neue tschechische Revue ‚Apollon‘ hatte den folgenden Brief geschrieben:

V Praze, dne 29. srpna 1924

An Herrn Karl Kraus,
Publicist

Ich erlaube mir hiemit Sie offiziell einzuladen zur Mitarbeit in der Künstlerischen Revue ›Apollon‹, die ich mitredigiere. Die erste Nummer des neuen Jahrgangs erscheint den 2. Oktober d. J. und es wäre mir sehr lieb, wenn ich schon in dieser Nummer etwas von Ihnen hätte. Das Honorar beträgt bei uns 1 K č für eine Reihe Garmonddruck. Ich erwarte Ihre gefällige Antwort und empfehle mich

für
Redakce Revue
›Apollon‹

Darauf wurde geantwortet:

Sie laden Herrn K. K., ›Publicist‹, zur Mitarbeit an Ihrer Revue ein, und zwar wie Sie ausdrücklich bemerken, ›offiziell‹. Es wäre Ihnen ›sehr lieb, wenn Sie schon in der ersten Nummer etwas von ihm hätten‹, wofür Sie als Zeilenhonorar 1 K č, also etwa den Betrag, den der Lokalreporter einer Wiener Zeitung zu erhalten pflegt, anbieten. Wir geben Ihnen aber die Versicherung, daß nicht die Geringfügigkeit dieses Honorars den Abhaltungsgrund bedeutet, sondern daß Herr K. K. auch nicht für ein Zeilenhonorar von 1000 K č und darüber in der Lage wäre, ›etwas‹ auf Wunsch zu schreiben; was den Lesern der Zeitschrift, für die er schreibt, immerhin in fünfundzwanzig Jahren bekannt geworden ist.

Hochachtungsvoll
Verlag ›Die Fackel‹.

Diese Antwort druckte nun, unter dem Titel ›Honorář Karla Krause‹, die Zeitschrift (II. 1., 1. Okt. 1924) ab und fügte eine tschechische Übersetzung hinzu, die rückübersetzt folgendermaßen lautet:

Geehrte Herren!

Ich würde Ihnen schreiben, aber wir Wiener Leute brauchen Honorar. 1 K č ist wenig, gar zu wenig. Wollen Sie mehr geben — bitte — wir werden schon handelseinig werden. Bis dahin seien Sie nicht böse.

Ihr
Karl Kraus.

— Übersetzt vom Redaktionsrat. —

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfügnungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreicherischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengebeude oder ein Rosenparterre, er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschauten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

Über diese Konzentration von Albernheit und Unsauberkeit (die abermals dem »Publicist« zugeschickt wurde) hat unter dem Titel »Eine besetzungsfähige Übersetzung« das Regierungsblatt »Prager Presse« (8. Okt.) eine längere Notiz veröffentlicht, in der zu einer Zusammenstellung der Antwort und dessen, was der »Redaktionsrat« daraus gemacht hat, das folgende gesagt wird:

Als erfahrene Fachleute auf dem Gebiete der Germano-Slavistik müssen wir dieser Übersetzung das summa cum laude versagen. Wir haben nicht die Möglichkeit, festzustellen, was zu der Fehlübersetzung geführt hat, ob der typische pathologische Unfall der Verschmähten oder eine entwaifnete Ahnungslosigkeit. Wohl aber halten wir es für unsere und der tschechischen geistigen Öffentlichkeit Pflicht, die Redaktion der Revue aufmerksam zu machen, daß die Fehlübersetzung den guten Ruf der tschechischen Publizistik in Frage stellt und sie mit der Gleichstellung mit der verworfensten Pressaille der Welt bedroht. Die Revue kündigt Beiträge tschechischer Autoren von gutem Namen an. Unter ihnen sind einige, die recht gut imstande sind, das Ungeheuerliche des Falles zu ermessen. — — Ein hoffentlich reines Torentum über die Notwendigkeit zu belehren, daß man die Muttersprache eines Autors, dessen Beiträge man in dem Verlagsprospekt ungefragt angekündigt hat

(Das auch noch!)

so weit beherrschen muß, damit keine Fehlübersetzungen zustandekommen, die aus der eigenen Muttersprache des Redaktionsrates jene Kalibans machen. Wir glauben, daß diese Sprachlektion und ihre Effikazität die Vorbedingung für die Mitarbeit dieser Mitarbeiter bilden und die gelehrige Auffassung und verbesserte Übersetzung des Redaktionsrates für jeden tschechischen Geistigen jene Forderung darstellen muß, von deren Erfüllung die fernere Beachtung der Zeitschrift abhängt. Bis dahin ist das sonstige Kulturleben zurückzustellen. Weil es nämlich in diesem Kulturleben nichts geben kann, was wichtiger wäre, als die Art und Weise, wie man sich hierzulande zu einem europäischen Phänomen einstellt — wie man eine Zeitschrift und mit ihr sich selbst erhebt. Zuerst kommt der philologische Rohbau und die richtige Übersetzung einer verdienten Zurechtweisung, dann ertöne die Leier Apollons. Die Mitarbeiter haben das Wort.

In der Abendausgabe desselben Tages zitierte die »Prager Presse« einen Artikel der tschechischen »Tribuna« (8. Okt., »Literaten« von Augustin Bosák), in dem es heißt:

— — Selbst von den jungen und jüngsten Herausgebern einer tschechischen literarischen Revue kann erwartet werden, daß sie wissen, wer K. K. und seine »Fackel« ist. Sie konnten wissen, daß K. K. kein »Publizist« ist, den man auffordern kann, daß er »etwas« schreibe. Woher diese jungen Herren aber den traurigen Mut nehmen,

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
Ein ursprüngliches schriftstellersches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Willen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreicherer Anmut zur Schau stellte, so leicht und därtig wie ein Spitzengewebde oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschauen«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist.

ihm Gewinnsucht beim Schreiben unterzuschieben, einem Menschen, der seit Kriegsende teilweise und auch zur Gänze die materiellen Erträgnisse seiner Vorträge, Publikationen usw., die Hunderttausende unserer Kronen betragen, den edelsten humanen Zwecken gewidmet hat, das ist schwer zu begreifen.

Wenn ein Blatt oder eine Wochenschrift jemanden zur Mitarbeit auffordert, hat es doch vielleicht eine Vorstellung von dem Menschen; man wird vielleicht in ganz Europa kaum einen Schriftsteller finden, welcher seinen Lesern eine so genaue Rechnung über sein Leben und Wirken gelegt hat wie K. K. in seiner ‚Fackel‘ die er bereits 25 Jahre herausgibt, die er ganz allein schreibt und in der er keine Inserate duldet.

Für den tschechischen Literaten gibt es keine Entschuldigung für die Rüpelei gegen einen der größten deutschen Autoren der letzten Jahre, gegen den Menschen, welcher es verstanden hat, mit Österreich, solange es war, und mit dem Weltkrieg solange er dauerte, sich auseinanderzusetzen wie K. K. in seiner ‚Fackel‘ und in ›Die letzten Tage der Menschheit‹. — —

Damit aber neben der gesellschaftlichen Rüpelei auch die literarische Unart und Arroganz nicht fehle, bezieht der Verlag der Revue K. K. unter den Begriff ›Wiener Leute‹ ein.

Es handelt sich mir nicht darum, für K. K. einzutreten — der ist mit Leuten von größerer Potenz fertig geworden —, aber es ist notwendig, die gesellschaftliche und literarische Unziemlichkeit und Unerzogenheit zurechtzuweisen, die, zum erstenmal in der tschechischen Presse, an einem der wenigen wirklichen europäischen Menschen begangen wurde.

Ein trauriges Primat für die Revue ‚Apollon‘.

War schon dieser Freimut der Ablehnung einer nations- und standesgenössischen Missetat bemerkenswert — wann wäre dergleichen in Berlin oder bei den ›Wiener Leuten‹ erfolgt —, so geschah nun ein Akt publizistischer Selbstreinigung, der den Fall eben zum Unikum macht. Nicht jedes Blättchen hält so rein, und gewiß wäre keines in Deutschland einer so gründlichen Säuberung vom Redaktionsunrat, einer so jähen Abschüttelung dessen fähig, was der mit Druckerschwärze hantierende Zufall, dieser verantwortliche Redakteur der meisten, ihm antut. Die Revue ‚Apollon‘ veröffentlichte in der folgenden Nummer einen Aufsatz (›Karl Kraus‹ von Jos. Kodíček, II. 2., 15. Okt. 1924), in dessen Übersetzung die nicht ganz verständlichen Stellen am Anfang und am Schluß mit Fragezeichen versehen erscheinen:

Das Vergehen, dessen sich die erste Nummer des ›Apollon‹ gegen K. K. schuldig machte, wäre in der Mehrheit der Fälle eine Niederträchtigkeit. In einer Redaktion aber, deren Mitglieder selbst in einer Zuschrift versichern, daß sie ›sich mit dem Autor der plumpen, inhaltslosen, geistlosen und groben Bemerkung zur Zuschrift von K.

beachtet?

Handwritten signature or initials.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorträge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfindlichkeit und Einfühlungsvermögen und Charms, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide fürchtliche Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zulauchten«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist.

im Redaktionsrat auseinandersetzen werden, ist noch nicht alle Hoffnung verloren, auch wenn (?) wir die Geistlosigkeit ausließen, um die es sich hier nicht handelt, und uns mit der bloßen Grobheit begnügen würden, die durch eine vollständige Unkenntnis der Erscheinung K. verstärkt ist. Dieser Umstand ist unverzeihlich bei einer Revue, deren Lebensfähigkeit nicht erkauft sein will mit Gewinnung von Mitarbeitern, wenn uns ihre Persönlichkeit unbekannt ist und wenn wir ihre Werke nicht erlebt haben, er wäre aber begreiflich bei der Mehrheit der heutigen literarischen Jugend, die irgend einem Cocteau und Birot im Stande ist ein Stück ihres Kaffeehauslebens zu weihen und dabei ruhig eine Erscheinung zu übersehen, die einen Teil des europäischen Gewissens bildet. Schon das bloße Ersuchen der Redaktion des 'Apollon', daß in Zukunft recht viel über K. geschrieben werde, und der Wille, das Vergehen durch fleißiges Übersetzen aus seinem Werke gutzumachen, kann der Strohalm des ertrinkenden Büßers sein. Auch ich will mich an diesen Strohalm anhalten, aber zugleich an diesem Beginnen den Unterschied zwischen meiner vertrauensvollen Moral und der intransigenten Moral K. K.'s demonstrieren, der schon von vornherein die Hoffnung aufgegeben hat, daß von einem europäischen Literaten je etwas Gutes herkommen könnte. Deshalb hat er schon längst ausdrücklich und wiederholt den Verkehr mit jeglicher Literatur seiner Zeit abgebrochen, oftmals verboten, daß ihm geschrieben werde, daß ihm Bücher, Kundgebungen, Freikarten und Werke mit Widmungen geschickt würden. Am wenigsten freilich konnte ein literarischer Beitrag von jemandem erwartet werden, der aus Prinzip den Vorübergehenden nicht erlaubt, sich an seinem Feuer ihre Zigarette anzuzünden.

10/11

Damit ist aber schon der Charakter angedeutet, der K. unter allen Dichtern der Jetztzeit auszeichnet. Es ist das die moralische Strenge und Empfindlichkeit, die als Misanthropie allen erscheinen kann, denen auch der große irische Satiriker Jonathan Swift ein Menschenfeind zu sein scheint. Ähnlicher Art ist der Kampf, den K. K. gegen die Zivilisation Mitteleuropas angehoben hat. Vor fünfundzwanzig Jahren, als er in der 'Fackel' seine Angriffe begann, gegen das Unrecht der Justiz, gegen das Phrasentum der Literaten, die Verderbtheit der Presse, die mechanische Demokratie, die gedankliche Verwaschenheit des Liberalismus, die Unmenschlichkeit des Heeres, die Blödheit der Monarchie, den österreichischen Schlendrian, das preußische Supakentum (?), die dekorative Lyrik, die sexuelle Verlogenheit, die Sumpfsinnigkeit literarischer Historie, die Gefräßigkeit der Industrie, die Erbärmlichkeit des Handels, gegen das ganze Gesellschaftssystem, das aus dem Leben ein Leben des Scheines macht, der zwischen Phrasen und Unersättlichkeit taumelt, war es nur wenigen Personen, die die schreckliche Kraft seiner Sprache zu schätzen verstanden, offenbar, daß hier eine sittliche Flamme emporloderte, die in der Geschichte unter die reinsten und stärksten eingereicht werden wird. Das war nur wenigen Einzelnen offenbar. Von der Zeit ist K.'s Stimme nicht schwächer

11

10

12

11

11

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfügnungskraft, die . . .
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die
und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,
trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.
Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:
Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und drittig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
— also wie was? Bitte entscheiden!
er war mit allzu modern.
Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide fürchte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.
Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten
und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuauchten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

geworden, seine Ausdauer hat nicht nachgelassen, sondern sie ist immer stärker geworden, erinnernd an die sittlichen Propheten von der Art der Kierkegaard und Pascal. Jetzt ist die Arbeitsstätte K.'s, in der der vereinsamte Geist Tag für Tag arbeitet, ohne einen Augenblick des Aufatmens zu kennen, durch 16 Stunden täglich, die Schmiedewerkstätte des Menschen. Einst arbeiteten an seiner ‚Fackel‘ Schriftsteller mit wie Wedekind, Strindberg, Gerhart Hauptmann (?), Peter Altenberg, Weininger, Heinrich Mann, Richard Dehmel, Adolf Loos und einige Schüler. Heute steht K. vereinsamt und in die ‚Fackel‘ kommt außer Zitaten von einigen verwandten Geistern nichts, was nicht aus seiner Feder stammt. Aber doch etwas: Auszüge aus Zeitungen, Inseraten, literarischen Werken, die, von ihm zitiert, das Angesicht einer grotesken Posse gewinnen, den Ausdruck der Lüge, der Phrase und der Schamlosigkeit, der in ihnen tatsächlich ist; an diesen Zitaten hat er dokumentarisch die unwürdige und unmenschliche Art des zeitgenössischen Lebens aufgefangen; diese Zitate sind Angriffe auf das Leben. Es gibt keinen unter den zeitgenössischen Literaten, der von K. zitiert werden möchte. Sei es auch ohne Bemerkung; denn ein Wort, das sich in der ‚Fackel‘ findet, atmet ein anderes Leben, zeigt seine Nieren und das wahre durch nichts maskierte Wesen. Niemand hat die Welt, die Nichtigkeit dessen sehen gelehrt, was die zeitgenössische Literatur heißt, hinter der nicht die Wahrheit steht, in der nicht das Blut fließt, in der nicht wirklich ein Herz schlägt und nicht ein wahrhaftiger Mensch ringt, als K. K. Was er da mit den Kundgebungen seiner Gegner tut — deren immer weniger sind, denn heute gibt es niemanden mehr, der es mit K. versuchen wollte —, das ist herrliche Inquisition und folternde Wortprobe; K. spannt das Wort auf die Leiter und drückt ihm die Knochen und zerquetscht ihm die Glieder, bis es selbst zugibt, daß es in Lüge geboren wurde. Dann wird es auf den Scheiterhaufen geworfen mit samt seinem Schöpfer. Die Fantasie, die ihn bei diesem Tun erfüllt, ist die Bildhaftigkeit mittelalterlicher, religiöser Fanatiker. Aber ein Gott ist K. die Sprache, nicht der Vermittler der Verständigung, sondern die Brücke zum verborgenen Weltgedanken. K.'s Logik in diesen Marterprozeduren der Sprache ist unzerbrechbar, ausdauernd bis zur Ermüdung und genau wie die feinste chemische Wage. Nichts was rhythmisch durch Farbe, Länge des Lautes, Verknüpfung des Buchstabens nicht ganz musikalisch, genau und logisch im Geiste der Sprache ist, ist wahrhaft und genau im Geiste der Sache. Sache und Wort sind untrennbar, denn am Anfang war das Wort. In einer noch nicht dagewesenen Leidenschaft seines Werkes, einem Feuer, das entsetzlich ist, einem Witz, dem man nichts Ähnliches an die Seite stellen kann, hat K. eine solche Oberherrschafft über die Sprache gewonnen, der er allerdings dient, daß er aus dem steifen Deutsch ein vollkommenes Werkzeug der Prosa und des Verses gebildet hat. Es ist blendend, welche burlesken, phantastischen, pathetischen, stürmenden, vernichtenden und verherrlichenden Töne er mit seinem Spiel auf einem einzigen Laut hervorzulocken versteht. Tragöf

Johann

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle
 und Universalität, seiner Beweglichkeit, Receptivität und Verjüngungs-
 kraft, die . . .
 und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr
 aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
 Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künst-
 leresches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft
 und Charms, ungewöhnliche Empfindlichkeit und Einfühlungsfähigkeit
 im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordent-
 lichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen
 vibrierenden Sätzen, die
 und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,
 die und so weiter,
 trug doch einen leichten Geruch heimlicher Mundart an sich.
 Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen
 andern Einwand:
 Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende
 Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein
 fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-
 reichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und däftig wie
 ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
 — also wie was? Bitte entscheiden!
 er war mir allzu modern.
 Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise«
 für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein
 Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im
 März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal
 gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder
 und spielenden Kindern, »mit ersten Gesichtern beide törichte
 Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach
 wollte desgleichen tun.
 Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten
 und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal
 oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich
 noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem
 Wurstl zuschauten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein,
 dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes
 Schlenher Stammlokalen begegnet ist.

den/ und Possen, Feerien transparenter Worte spielen auf seinem Aphorismus, seiner Satire, seinem Zitat. Dasselbe Wort in vielfältiger Variation hat hundert Gesichter, bis man in diesem wollüstigen Karneval für eine Weile vergessen kann, ein wie ernstes menschliches Spiel dieses Spiel ist.

K.'s Sprachgenius, der sich allerdings auf die tragisch ewige Würde stützt, ist vornehmlich auf das Hören eingerichtet. Seine auf das Hören eingestellte und rhythmische Darstellungskraft ist derartig, daß er sich in seinem phantastischen Drama »Die letzten Tage der Menschheit« fast jeder »Psychologie«, jeder »Handlung« enthalten konnte, und doch nur durch rhythmische Bildhaftigkeit, in hundert Abschattungen des Dialekts, ein groteskes und mitreißendes Bild der Kriegswelt erzielte. Es ist das der Gipfel seiner Antikriegstätigkeit, die man gleich schätzen kann mit allen revolutionären Taten dieser Zeit, selbst mit den mutigsten. Es ist das ein großer, heute schwer verständlicher Heroismus, mit dem sich K. im Zentrum Österreichs selbst gegen den Kriegswahnsinn gestellt hat. Was für eine Kraft hat da die Wiener militärische und bürokratische Welt geblendet, daß es möglich war, das alles im Krieg zu schreiben und zu veröffentlichen?*) Für ein kleines Tausendstel einer solchen Revolte mußten hunderte Leute am Galgen hängen oder wurden ins Gefängnis geworfen! Unaufhörlich, indem er ein Heft nach dem andern hinauswarf, in Prosa und Versen, im Couplet und Drama, durch Aphorismus und umfangreiche Visionen stellte K. wie in blendenden Zeichnungen das Ende dar, das der zentralen Übermacht entsteht. Im Hintergrund zeichnete sich der Untergang der Welt ab, die sich auf dieser höllisch geneigten Ebene befand. Aber nicht nur mit dem gedruckten, auch mit dem gesprochenen Wort wagte sich K. in die Höhle des Löwen selbst. Wie viel Haß loderte da, aber zugleich wie viel zarte lyrische Inbrunst in seinen Versen! Welches Pathos erhob sich da in skeptischer Zeit! Welche Phantasmagorie von Gestalten der Tragödie auf vielen hundert Seiten, die immer nur mit dem Wortfall aufgefangen waren! Offiziere und Adelige, Sektionschefs und Prostituierte, Generale und Journalisten, Kaufleute und Dichter, Korrespondenten und Sänger, hunderte Personen und Situationen reihen sich in einem Fluß aneinander und gestalten das schließliche Bild, in dem der Chefredakteur der »Neuen Freien Presse« — der Antichrist — inmitten der übrigen Hyänen das Leichenlied der Zivilisation heult. Es wurde während des Krieges kein mächtigeres Werk geschaffen! Bis kommende Menschen die perversen Schrecken des Krieges und die verkrümmte Menschheit derjenigen, die ihn gemacht haben, nur vom Hörensagen kennen werden, wird dieses Werk ein Bild der Zeit hervorrufen mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit, wie sie vollkommener nicht gedacht werden kann.

Leider ist K.'s Werk wegen seiner sprachlichen Eigenheit zum beträchtlichen Teil unübersetzbar. Zu einem gewissen Teil kann es großer Hingebung und dichterischer Kunst gelingen, es wenigstens

*) Vgl. dazu S. H rechts.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

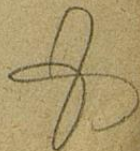
er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

teilweise zu verdolmetschen. Es ist das eine komplizierte und beschwerliche Lektüre, aber von solcher Art, daß schon ihretwegen die Jugend die deutsche Sprache lernen sollte. Sie wird nicht nur den größten deutschen Prosaschriftsteller kennen lernen, sondern auch eine Persönlichkeit, die in bewunderungswürdiger Verlassenheit ein moralisches Feuer ist, das unter den zeitgenössischen Schriftstellern solchem Ernst in Vergessenheit geraten ist. (?) Eine Probe des Geistes, dessen jede Vibration vor der ganzen Mitwelt öffentliche Rechnung legt, und sie legen kann, auch dem empfindlichsten Drakonismus. K's Wort ist kein Prunkstück literarischer Eitelkeit. Es ist ein Aufschrei eines von den wenigen Gerechten, auf deren Schultern Wahrheit, Ehre, Mut, Ausdauer und Gerechtigkeit dieser Welt ruht. Seine verschreiende Satire hat die Züge der alttestamentarischen Propheten inmitten einer Zeit, deren Moral und Leben auf dem Hund sind.



als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Die Auswirkungen und Folgen der russischen Revolution für die Weltkultur

(Ein Briefwechsel)

Vorgelesen am 5. Oktober

Berlin, 24. September 1924.

→ Sehr geehrter Herr Kraus!

Im Auftrage der Redaktion der wöchentlich erscheinenden Moskauer illustrierten »Krassnaja Niva«, der verbreitetsten literarischen Zeitschrift, die von Lunatscharsky (Kommissär für Volksaufklärung) und Stekloff (Redakteur der Zeitung »Iswestija«) redigiert wird, wenden wir uns in folgender Angelegenheit an Sie.

Die »Krassnaja Niva« hat zum Jahrestag der Oktoberrevolution eine Enquete unter den hervorragendsten Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Kunst und Literatur unternommen, um auf diesem Wege festzustellen, was die russische Oktoberrevolution 1917 für die Weltkultur geleistet hat. Die Frage ist:

Welcher Art sind Ihrer Auffassung nach die Auswirkungen und Folgen der russischen Revolution 1917 für die Weltkultur?

Wir erlauben uns, Sie höfl. zu bitten, an der Enquete teilnehmen zu wollen und Ihre wertige Antwort — zehn bis zwanzig Druckzeilen — wenn möglich mit Ihrem Bild und Autogramm, das gleichzeitig veröffentlicht wird, bis spätestens 10. Oktober an unser Büro einzusenden.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Notizen (III)

Das Ausland und die Verschwörung des Schweigens

'Europe', Revue mensuelle (Nr. 19, 15 JUILLET 1924, Paris))
 bringt den folgenden Aufsatz: L.v.
con

Chronique Autrichienne. — Karl Kraus et sa Fackel
 (flambeau).

En France on ignore jusqu'au nom de ce puissant poète et écrivain satirique. C'est ce qui me donne le cœur de vous en parler brièvement. Les notions vagues et incomplètes que je pourrai suggérer aux lecteurs d'*Europe* prépareront les voies à une connaissance plus exacte et vaudront toujours mieux qu'une ignorance injuste et sans profit.

Elle s'explique: le journalisme allemand, discipliné, a organisé le silence autour de l'oeuvre de son mortel ennemi, et, en elle-même, toute européenne qu'elle soit par l'envergure et la portée morale, cette oeuvre se trouve rivée au tréfonds de la vie intellectuelle de l'Allemagne et surtout de l'Autriche; elle s'est incrustée si loin dans les plus délicats replis d'un parler local — celui de Vienne et, parfois, celui de Berlin — qu'elle en devient intraduisible. L'effort toutefois en vaut la peine. Si l'on ne craint pas de se blesser aux doigts, à vouloir déloger une plante épineuse aux profondes racines, on a chance d'emporter de grandes mottes de son sol.

Je m'évertuais un jour à expliquer en français quelques passages de l'âpre prose de K. K. Echec apparent. Mon essai de version cependant ne restait pas sans fruit: chaque ligne, chaque tour et détour de phrase, au cours de cette explication laborieuse (il a du Péguy dans la physionomie littéraire de K.) amenait des digressions sur une foule de choses allemandes et autrichiennes qui, la plupart du temps, se trouvaient être des choses européennes affublées d'un costume national. On pourrait répéter, à propos de K. K., le mot de Goethe sur le satirique Lichtenberg (autre grand inconnu): «Là où il fait un bon mot, cherchez un problème.»

L'Autriche, — voilà le plus palpable des problèmes que la *Fackel* explique et qui l'expliquent. — —

(Folgt eine Seite, die diese Beziehung zum Gegenstande hat und ein Bild des alten Österreich, mit Kürnberger, Schöffel und Daniel Spitzer, entwirft.) L.v.
con

Les causes humaines et trop humaines sont l'unique préoccupation de K. K. Depuis plus d'un quart de siècle il y projette la lumière

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der

abschwellischen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte

auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann

Bahr vorso, vielen anderen, die zurzeit sprechen,

auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische

Körperlichkeit. Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben

empfinden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung,

die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die

Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche

Frage sein, die Gesundheit des Alters heißt Wohlwollen!

Das grobe Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem

Urteilsmacht uns Hermann Bahr besonders wert.

Goethe wird sich halt die für unsere ganze Geistesigkeit und Kunst-

welt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung

anderer stärkteste Physis und unverdorrene Psyche

erforderlich sind. Die ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker

anmaßlicher Komodiantischer Zeitvertreibung vorbel

und die Hypothese der Nervositätsanbetung begraben ist.

Siehe in unseren Tagen, wo so viele Zukunftsgekommene, so viele

Wortkrammosen, ragt die Gestalt eines Gesunden

stark hervor.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund

post-dubio man sich so lange zurückhält und dann bei einer

Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann

weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu?

Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen,

halte mich wie im »Spiegelmannsch«. Also was meine Psyche

anlangt, so mag sie wirklich an dem Zerkaltler leiden, das für

die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie

solle meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt

sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß

der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklammerungen durch

Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute

Entwicklung hatte? Und daß ich nicht an einem Wehrlosen

verbreite, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines

Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur

verliehen hat, zu begegnen.

2 83

cruelle de son *Flambeau* (revue paraissant librement quatre ou cinq fois par an et qu'on s'arrache. Son tirage dépasse celui des autres périodiques allemands).

Depuis longtemps K. K. écrit seul sa revue, si ce n'est qu'il cite, avec les rares écrivains qu'il admire, les victimes de sa verve coléreuse. Et croyez qu'il a la citation meurtrière, foudroyante; bien souvent, par ce seul moyen, sans commentaire, il met en évidence la vilénie, la veulerie, la grossièreté ou la fatuité de ses personnages. Ses lecteurs voient avec ses yeux, entendent avec ses oreilles ce qu'on leur débite dans les journaux de Vienne, et sur telle élucubration ennuyeuse de la *Neue Freie Presse*, passent un bon moment.

D'année en année il a rétréci son champ de bataille. Sauf quelques raids, de temps en temps, il paraît attaquer le seul journalisme de toute sa vigueur; il en fait le bouc émissaire de tous nos maux. Mais, puisque tout se tient, c'est par là qu'il atteint, en fin de compte, la vraie gangrène de l'Europe. En vérité les pauvres sires qu'il démolit l'intéressent peu comme individus: c'est aux types généraux qu'ils représentent qu'il en a.

Pour donner une idée concrète des objets qu'il vise, il suffit de dire un mot de « l'Affaire des Croix » d'où il vient de sortir victorieux après un rude combat. Ne songez pas à des croix de guerre; il s'agit de publicité camouflée. Une loi nouvelle, promulguée par les social-démocrates, enjoint aux journaux d'Autriche d'indiquer clairement si les articles qu'ils publient sont payés, sont, oui ou non, des annonces. Les grandes feuilles bourgeoises regimbaient, essayaient de trouver un biais pour conserver à leur contrebande un air de ne pas avoir l'air. On convint enfin entre éditeurs de marquer d'une petite croix les annonces honteuses; on comptait sur le lecteur distrait ou naïf qui prendrait ce signe pour l'estampille d'un collaborateur — *in hoc signo vinces*. Mais on avait compté sans K. K. qui a profité de cette occasion pour mettre en évidence, une fois de plus, la vénalité de ces feuilles publiques et pour arracher leurs voiles pudiques . . . Il va sans dire que, comme Péguy, K. K. n'a jamais fait aucune sorte de publicité, en dehors de sa revue, et que cette revue ne prend pas d'annonces; jamais il n'a envoyé un exemplaire aux journaux ou revues, il a beau jeu de railler les lourdes machines à annonces. Il a fait flèche de toute locution allemande qui parle de croix pour arder les pauvres victimes; et Dieu sait s'il sait tirer parti de sa profonde connaissance de la langue allemande et de ce don plutôt juif, mais qu'il possède à un degré unique, du calembour acéré qui tourne et retourne avec la rapidité de l'éclair n'importe quelle image ou locution pour en étourdir l'adversaire et l'en assommer au bon moment. Survint une décision judiciaire plutôt favorable aux journaux. K. K. n'hésita pas un moment à prendre à partie le juge. Retiré du monde, vivant en trappiste, répétant sur la couverture de chaque numéro la défense expresse de lui envoyer livres, journaux, coupures, lettres, informations, comme par miracle il se trouve merveilleusement

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinsfälschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Künstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbenere Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverflüchtigung über und die Epoche der Nervositätsanbetung überflüssig ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommenen, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Minderwertigkeit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklammerungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

informé dès qu'il en a besoin pour terrasser un adversaire. Il eût vite fait de découvrir au juge en question de compromettantes attaches avec le monde du théâtre et par conséquent avec la presse — et tout en évitant l'accusation directe de partialité — impossible à prouver, il fit tant que, à l'heure qu'il est, ce juge ne juge plus et que les journaux sont forcés d'encadrer leurs annonces de première et deuxième page d'une déclaration qui met les points sur les i. Tout cela, de loin, a l'air d'une vètille, d'une donquichotterie — mais rien n'est plus faux. K. K. examine une cuillerée d'eau à la loupe pour prouver que l'étang est pourri où il l'a puisée.

Les malheurs de ces temps lui ont fourni le plus grand sujet de satire générale. Pendant la guerre, avec une rage contenue — toute juste pour sauver quelques pages de la terreur blanche de la censure — il a fait preuve de grand courage moral; dans les papiers du ministère, après la révolution, on a trouvé le dossier de l'accusation pour défaitisme qu'on allait lancer contre lui à la fin de 1918. Au lendemain de la guerre il a publié *Les derniers jours de l'Humanité* (*Die letzten Tage der Menschheit*), énorme suite dramatique qui, en acuité morale dépasse toute la littérature de guerre allemande et bien des autres. Si mille traits acérés risquent de glisser sur le lecteur peu au fait des choses d'Autriche, mille autres lui iront droit au coeur; il notera la profonde ressemblance des tous les fauteurs et profiteurs de guerre. La note spéciale, écoeurante, dans le cas de l'Autriche, c'est bien l'absence de passion véritable (sauf pour le Tyrol et les Yougoslaves combattant l'Italien) dans son délire guerrier. Avec une rage patriotique bien factice — et le doute logé au coeur de ses dirigeants — elle déclenche une catastrophe pour rattrapper, dans le sang, un siècle perdu. Quelles grimaces de violence à froid! Aucune n'a échappé à K. K.

A côté de l'enfer grouillant, puissant, innombrable, de K. K., j'évoque la grâce grêle de *Liluli*. Je trouve que les deux ouvrages dus à deux consciences des plus hautes de cette vieille Europe se complètent étrangement: K. fait le tour de toute la méchanceté, la lâcheté, l'égoïsme déchainés par la grande catastrophe, et repousse toute idée de «circonstances atténuantes». Romain Rolland, lui, ne voit que les choses que K. K. s'acharne à nier; il relègue au fond les bêtises et les convoitises criminelles pour s'attacher, avec une fantaisie qui serre le coeur, à peindre les pièges tendus par les fauteurs de guerre à ce qu'il y a de plus noble en notre jeunesse. Que d'héroïsme gaspillé, que de générosité dont ont eu raison les mensonges sonores des grands mots traditionnels! Si Romain Rolland se moque cruellement du Bon Dieu, K. K., lui, embouche la trompette du Jugement Dernier. Il est dur, injuste et magnifique d'ardeur à l'exemple du Dieu courroucé forgé par le génie de ses ancêtres Juifs et de leurs prophètes.

Devant des salles combles K. K. fait lui-même la lecture de ce qu'il écrit. Grand corps voûté, visage blanc et doux d'ascète, voix tranchante et sonore, art consommé de diction dramatique, public de

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorrene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläuterungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gonnens benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

sb subit el lecture K. K. fait influence la lecture
vous s'agit d'un plan et d'un d'écrite
de diction et d'écrite

4
85

fervents respectueux, K. K., lui aussi, a le respect de son public: il ne lui dira pas deux phrases improvisées. Un jour, il lui est arrivé de ne pas trouver parmi les papiers qui couvraient son pupitre une pièce des vers qu'il devait lire; pendant cinq minutes (?) — interminables — il infligea à quatre cents personnes la petite torture de le voir retourner ses feuilles. Peu de sourires, à peine un petit bruissement énérvé . . . ce qui a valu aux coupables, dans la prochaine *Fackel*, une verte réprimande.

Poète, K. K. révèle dans des pièces très travaillées une sensibilité exquise et tourmentée qui, dans sa prose blindée, réussit à se dissimuler la plupart du temps. Mais toute sa satire n'est que le contre-coup des tressaillements douloureux d'un coeur affamé de justice et qui souffre de toutes les souffrances. Depuis le mois de juillet 1922, du produit de ses lectures il a versé à des oeuvres de bienfaisance la somme de 124.623.747 couronnes

Paul Amann.

*

Über die »Letzten Tage der Menschheit« in 'The Chicago Chronicle' (Datum nicht ersichtlich) und ~~von demselben Kritiker~~ in 'The Saturday Review of Literature' (August 30) das Folgende:

H. H.
H. H.
Information

Karl Kraus

To The Editor of The Saturday Review:

Sir:

A curious instance of the lack of real information that the English-speaking peoples have on the literary situation in Central Europe was afforded recently when an event that aroused great interest in Austria and Germany passed almost unnoticed in the United States.

The event was the fiftieth birthday of Karl Kraus, Viennese humanitarian, poet and dramatist. This remarkable man is regarded by a large number of well-informed Europeans as a figure of far greater importance than Schnitzler or Freud; but while both these last are well-known and widely read in England and America, K. is practically unheard of. Perhaps this is due to the fact that the Viennese press, against whose stupidity and corruption K. waged single-handed battle for twenty-five years, was combined in a conspiracy of silence against him. For years neither his name nor the name of his magazine, *Die Fackel*, were mentioned in a daily newspaper. Nevertheless, *Die Fackel* obtained a large circulation, and K.'s opinions are highly respected throughout Austria.

H. H.

His fiftieth birthday, which was also the twenty-fifth anniversary of the founding of *Die Fackel*, was celebrated by the production of two of his plays. Happily enough, they were so ably played and so powerful in their appeal, that even the antagonistic press was at last compelled to print notices of praise for the plays and their author.

P
L
=

l.
m

W

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Worttum münzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläusulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit der Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstauschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorrene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeiterflüchtigung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukunftsgekommene, so viele Seelen-Parasiten ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklammerungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

6

22.
Wort
(6)

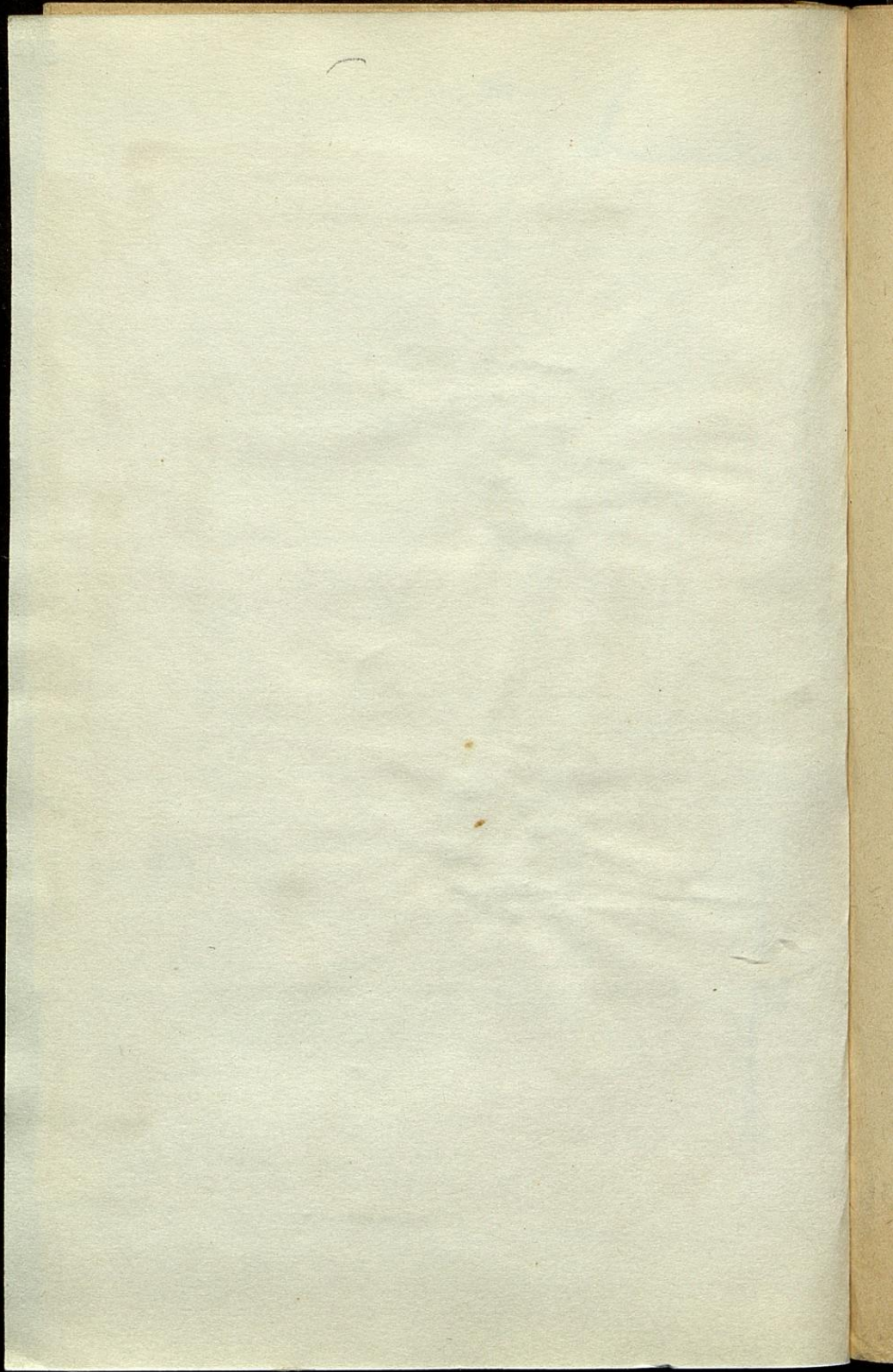
Aus Mailand wird mir mitgeteilt, daß sich das Schrecknis, an das der Aufsatz »Hochzeitsgäste« (Nr. 613—621) anknüpft, nicht so zugetragen habe, wie es in der zitierten Zeitungsnotiz »Die Hochzeit eines zum Tode Verurteilten« dargestellt ist. Dasselbe wird aus Brüssel mit Beziehung auf die unter dem Titel »Die Welt nach dem Krieg« (Nr. 657—667) zitierte Zeitungsnotiz geschrieben. Die Zuschrift aus Brüssel, die auch feststellt, daß der Prozeß ebendasselbst und nicht in Mons stattgefunden hat, beruft sich auf das Wort aus »Untergang der Welt durch schwarze Magie«: »Der produktive Anteil der Entfernung vom Leser ist ja noch immer nicht zu unterschätzen — —«. Dazu wäre nur zu sagen, daß das Grauen dieser Zeitdinge um nichts geringer wird,

82
C

— 64 —

wenn als der Sachverhalt bloß ihre Möglichkeit resultiert, wo ihre Wirklichkeit nicht nachprüfbar war. Daß es gedruckt werden konnte, beweist doch, daß die Welt sich's zutraut, und wenn die Zeitung gelogen oder entstellt hat, so tritt zu jener Möglichkeit die journalistische Wirklichkeit noch hinzu. Indes ist nicht jene Lüge die gefährlichste, welche ein Tatsächliches vorspiegelt, das im Einzelfall nicht gegeben ist, sondern diejenige, die die Welt so weit gebracht hat, es ihr zu glauben.

✱



Das Mangobaumwunder

Gesprochen am 9. November

Herr Karlheinz Martin, der sich mit drei Vornamen als Regisseur einen Namen gemacht hat, hat nicht nur mit einigen anderen Herren, die es dringend nötig haben, die Leitung des Theaterfestes zur »Raumbühne« beglückwünscht — die Kundgebung wurde am Tag nach meiner Klarstellung in die Neue Freie Presse lanciert —, sondern er äußert sich auch separat zum Problem der Bühnenreform, das die fixe Idee aller ist, die zur Bühne keine Beziehung, also die des Literaten haben, und man kann dessen typischer »Einstellung« an jedem Satze habhaft werden, den Herr Martin dem Interviewer diktiert hat. Was er vom revolutionären Theater Rußlands sagt, soll natürlich eine Rechtfertigung des Berliner Humbugs sein:

— — Die leidenschaftliche Überzeugungskraft des Spielenden auf der einen, Suggestibilität des Zuschauers auf der anderen Seite schufen eine neue Theaterkunst, die den pompös-armseligen, die Einfühlungsmöglichkeit bloß lähmenden Fundus einfach über Bord warf und das Wort wieder in seine Rechte einsetzte.

Wer um dieses Zustandekommen der russischen Gegenwartskunst weiß, versteht auch, weshalb diese Leute das Wort, den Schauspieler in den Mittelpunkt ihres Theaters setzen und mit allen Zaubereien der Illusionsbühne aufräumen. Aus Armut wurde diese neue Kunst geboren, und sehr bald kam man darauf, daß alles Frühere nur Belastung des Dichterwortes mit Nebensächlichkeiten, nur unnötige Krücke der Einbildungskraft war. Heute ist in den Theatern Rußlands der Zuschauer ebenso Künstler wie der Schauspieler. Die dekorationslose Bühne, der in Straßenkleidern auftretende Schauspieler stellen die höchsten Anforderungen an die Einfühlungsfähigkeit des unten sitzenden Publikums, und das Publikum geht mit; es baut selbst und mit Enthusiasmus die Welt des Dichters auf, aus dem Wort und nur aus dem Wort allein erblüht ihm die Welt der Dichtung.

Es ist wie beim Mangobaumwunder: man braucht nur die Gläubigen, der Baum wächst von selbst, und nur dem saturierten Bürger muß ihn der Hoftheatermaler an die Wand malen. — —

Ob in Rußland der Zuschauer ebenso Künstler wie der Schauspieler ist und ob dies jenseits der Teilnahme an einem revolutionären Inhalt wünschenswert wäre, bleibe unüberprüft. Sicher

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläusulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

ist, daß Herr Karlheinz Martin lange warten kann, bis sich in Berlin das Mangobaumwunder begibt. Welch ein Trugschluß von der revolutionären Bewegung der Lebens- und mithin Theaterdinge, die sich in Rußland vollzogen hat, auf die Aktivität einer mitteleuropäischen Kultur, die durch die Monarchenverabschiedung nur unwesentlich alteriert sein dürfte und deren neue Kunst nicht aus der nachkriegserischen wirtschaftlichen Armut, und wäre diese auch reichlich vorhanden, geboren wurde, sondern aus der seelischen Armut, die sie durch den Krieg gerettet und vom Krieg behalten hat, und insbesondere aus der geistigen Armut, welche die Kulturprämissen nicht unterscheidet und fremdes Wachstum als Mode propagiert. Das entfesselte Theater würde hier wohl das ersehnte »Ineinanderfluten« der entfesselten Temperamentlosigkeit des Ensembles und der entfesselten Manierlosigkeit des Publikums bringen. Aber so wüst könnte diese Wirklichkeit gar nicht sein wie die Theorie, die ihr organisches Werden beglaubigt. Welches Durcheinander der vom höchsten Theatersinn übernommenen Forderung nach der Wiedereinsetzung des Wortes mit den Affereien einer funduslosen Inszenierung! Als ob nicht die Stufen- und Treppenwitze, die diese Leute statt der Dekorationen aufführen, die »unnötige Krücke der Einbildungskraft« durch einen Prügel für die Einbildungskraft ersetzen. Als ob eben dies Getue eines Mangelprotzentums und einer Andeuterei, die Schlafzimmer und Wald unter das nämliche Zelt bringt, nicht die weit stärkere Belastung des Dichterwortes mit Nebensächlichkeiten wäre. Die neue Regie und das Dichterwort! Dieses trottelhafte Gehupfe der Berliner Shakespeare-Schändungen kommt dem »Wort« zuhilfe! Diese Ballungen der Leere lassen die Welt der Dichtung aus dem Wort erblühen! Ich habe das entfesselte Greuel der Fehling'schen Inszenierung von »Viel Lärm um nichts« im Staatstheater mitgemacht und kann beides, daß noch nie im Theater so viel Lärm um ein Nichts von Schauspielkunst (mit der einen Ausnahme des edlen, an solchen Strand verschlagenen Kraußneck) gemacht wurde. Wenn Berlin Messina darstellt, ist ja an und für sich der Ausgelassenheit (mit leichter Betonung des pupenjunghaften Elements) kein Ende, aber wenn diese Gesellschaft, rhythmisch dressiert und mit den Versfüßen stampfend, noch eine Pyramide von Brettern auf- und abrasen darf, dann kann

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exotischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläusulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

wirklich das Original-Messina zusperrern. Dies Schauspiel, das sich auf Zwischenstufen begibt, und das unfaßbare, wengleich normalere Scheuel der »Was ihr wollt«-Aufführung im Lessingtheater mit Fräulein Bergner, die einen ganz neuen Text zu alten Schmierenscherzen spricht — höchstens noch vergleichbar dem »Jux«, den sich das Burgtheater mit Nestroy machen will — : daß die heutige Theaterkundschaft dazu Beifall klatscht, anstatt sämtliche anderen Märkte nach faulen Äpfeln abzusuchen, es zeigt in der Tat, wie organisch ihr das Ende auf der Serpentine zum Boxing ist. Welch ein Umweg diese Vermutung, Dekorationen, deren Reform doch höchstens ein ökonomisches Problem bedeuten könnte, trügen die Schuld daran, daß die Leute, die zwischen ihnen stehen, nicht sprechen können, und also die Hoffnung, daß das Wort wieder zu sich kommen werde, wenn man nur die Dekorationen abschafft. Welch ein Aberwitz, daß die dekorationslose Bühne und der in Straßenkleidern auftretende Schauspieler die Einfühlungsfähigkeit des Publikums steigern und weil sie an diese »die höchsten Anforderungen stellen«, sie darum auch, und bei einem Publikum von Film- und Fußballgemütern, durchsetzen. Die Konsequenz wäre die Reform, daß die kostümlosen Schauspieler den Text statt ihn auswendig zu sprechen, vom Buch ablesen, die weitere Konsequenz, daß ein einziger das für sie alle besorgt, der dann wohl die allerhöchste Anforderung an die Einfühlungsfähigkeit stellen würde. Sie kann ihm natürlich erfüllt werden. So versichere ich dem Herrn Martin, daß, wenn ich die »Weber« vorlese, »aus dem Wort und nur aus dem Wort allein die Welt der Dichtung erblüht« und daß da trotz allen Widerständen einer verdorbenen Zeitakustik und auf einem Podium, auf dem nichts als ein Tisch ohne ein Wasserglas steht, eine zehntausendmal belebtere und wortlebendigere Bühne vor das geistige Auge des Hörers gerückt ist als durch seine Regie mit achtzig Schauspielern, die ich für ein Schulbeispiel der Armseligkeit und Wortverkümmerng halte. Aber was hat diese einmal mögliche Podiumwirkung mit dem Wesen des Theaters zu schaffen? Zu diesem gehört eben die althergebrachte, durch keinen Literaturwillen abänderliche Illusion der Szene, deren Überladung das Wort bedrücken mag, deren Entleerung es todsicher erstickt. Die Illusion einer höheren Wirklichkeit, zu der das Wort nun selbst des Übergangs entbehren

71

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wörtummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläusulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

muß, den diese verdammten Reformpfuscher und Kulissenvegetarier ihm mit der Zwischenaktsmusik geraubt haben, des Sammlungsbehelfs und Auftakts, der oben die Stimmen löst und unten bündigt, hier und dort die Stimmung bildend. Sie wollen die Vereinigung, indem sie das Orchester überbrücken; sie verbinden die Räume und trennen die Sphären. Es sind Zauberlehrlinge, die das Wort vergessen haben, nur mit dem frechen Vorgeben, daß sie es wissen und daß der alte Hexenmeister ein Epigone war. Wortregie mag heute wichtiger sein als je und erst heute wichtig. Szenische Reformerei war nie gefährlicher als heute und darf ihren Unfug, der immerhin die Nerven eines theaterwidrigen Publikums beschäftigen mag, erst von der Erkenntnis her verichten, daß dem Wort nicht mehr zu helfen ist. Wann wäre »Theaterfremdheit« je exemplarischer dargetan worden als durch die Leute, die das Projekt der Raumbühne eben gegen sie zu verteidigen gewagt haben! Diese Raumbühne, die in der Theatergeschichte als der Versuch fortleben wird, die Bühne vom Hanswurst vertreiben zu lassen. Der ganze Nonsens eines aus dem luftleeren in den leeren Raum bezogenen »Problems«, das nicht vorhanden ist, wiewohl es ja möglicherweise einmal keine »Guckkastenbühne« mehr geben wird, weil es keine Bühne mehr geben wird, ist derart belästigend, daß man einfach nicht begreift, wie Menschen, die Kultur Tendenzen vertreten, es über sich bringen könnten, solche Hirngespinnste, bei denen die Spekulation an der Untauglichkeit der geistigen Mittel zu schanden wird, auch nur in einer Kuriositätensammlung auszustellen; und wie die Phrase, daß es die vornehmste Aufgabe unserer Kultur sei, das Alte mit dem Neuen zu vermählen, selbst noch der Idee standhalten möchte, das Publikum um die Bühne rotieren zu lassen, damit der Schauspieler von allen Seiten sichtbar sei. Wäre dies Ziel, aufs innigste zu wünschen, erreicht, so würde man erst sehen, wie wenig es da zu sehen gibt. Herr Martin, der selbst bei solchem Risiko Optimist bleibt, »will deswegen nicht leugnen, daß unsere ältere, gestrige Theaterkunst auch ihre Berechtigung hat«. Er legt aber Wert auf das »Kämpferische in der Kunst« und lehnt eine Kultur ab, die das »Geschmackstheater« vorzieht und sichs am Überlieferten und fertigt Gelieferten genügen läßt. Er »persönlich« sieht

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu?

Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläusulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

92 292

in diesem »allerdings nicht so sehr ein wirkliches Kunst-, als ein an sich eventuell hochwertiges, geschmackvolles Handwerksprodukt«, »eine — letzten Endes — Luxussache, eine Angelegenheit gebildeten und kultivierten Vergnügens«. Ganz abgesehen davon, daß er sich überflüssiger Weise bemühen wird, mir Sinn für das Kämpferische in der Kunst beizubringen, datiere ich das letzte Ende von den auf kaltem Wege verübten Experimenten des neuen Theaters, die bisher nur ein unkultiviertes Mißvergnügen zu bieten imstande waren. Er verwechselt aber natürlich, wie alle Literaturtheaterleute, die mit dem Niedergang der Schauspielkunst hinaufgekommen sind, das Gewachsene einer ruhmvoll vergangenen Theaterzeit mit dem »Epigonischen«, das bloß von ihrer Tradition fortgelebt hat, um die Nachlebenden über jenen wahren Wertbestand zu täuschen, und er ahnt gar nicht, um wie viel mehr Kunstgewerbliches im »revolutionären« Theater als selbst im epigonischen enthalten ist, nur mit dem Unterschied, daß es den »Geschmack«, der sicherlich ein faules Surrogat des Wesens ist, durch Geschmock ersetzt hat. Die Revolution, auf die es ankommt, wird eine ganz andere sein als die von Gnaden und aus dem Antrieb einer Technik der Hirne und Hände, die es jedem Auslagenarrangeur ermöglicht, eben das, was nicht von innen leuchtet, unter einen Lichtkegel zu stellen. Ich weiß nicht, ob der Regisseur Martin, von dem ich nur weiß, daß er die Einfühlungsfähigkeit der Berliner von dem Jammer der schlesischen Weber auf die nackte szenische Not abgelenkt hat — ob er derzeit mehr von Treppen oder von Würfeln das Heil der Schauspielkunst erwartet. Aber er höhnt, daß man in Wien es nur so machen wolle, »wie es das alte Burgtheater gemacht hat«, und daß man am liebsten dort »anknüpfen« möchte. Gewiß, das vermöchte man nur schwer, da es weder möglich ist, die Toten lebendig zu machen noch die Lebenden. Aber was das alte Burgtheater gemacht hat (für dessen letzte Säulen er wohl die Herren Reimers und Treßler hält und von dessen Art sie ihm eine deutliche Vorstellung zu überliefern scheinen), war weit wesenhafter als alles, was die Entwicklung des deutschen Theaters vom kunstgewerblichen Reinhardt über den revolutionären Martin bis zu dem Ziel bezeichnet, wo der Schauspieler von allen Seiten sichtbar sein wird, nur nicht von (der

2

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläuterungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

des schauspielerischen Talents. Und wenn diese Bahnbrecher, die ihm damit helfen wollen, daß sie ihn im Parkett auftreten lassen, sich nur damit begnügten, die »Guckkastenbühne«, solange sie an dieser Schmach der Jahrhunderte leiden, in ein leeres Podium zu verwandeln! Wenn es nur wahr wäre, was jener rühmt: daß »diese neuen Künste ganz von vorn auf einem nackten Stück Brett anfangen wollen«! Aber was haben die Herren Jeßner und Fehling, zwischen die ich nicht, wie Herr Ihering, der Dramaturg dieses Humors vermutet, einen Keil, sondern das Brettermagazin treiben möchte, das ihre Welt bedeutet — was haben sie aus dem entzückenden Schauplatz des Berliner Staatstheaters gemacht! Man könnte sich vorstellen, daß ein Regisseur, der irgendwo auf solche Barrikade der Wortwirkung, auf solchen Narrenturm der Szene, auf solches Gebirge der Hochstapelei stieße, es schleunigst abtragen ließe, um zur Ebene des unverschmökten Theatersinns, zum Podium zu gelangen. Die umgekehrte Prozedur: das Glück der weiten Szene in solches Desaster zu verkehren, das den Schauspieler zum Irrgärtner macht und den Zuschauer verwirrt, könnte man sich keineswegs vorstellen, wenn sie nicht in Berlin zur täglichen Wirklichkeit würde. Ich weiß meiner Podiumgestaltung, die doch dem dekorationslosen Theater im höchsten und nüchternsten Sinne entspricht, keine bessere Hilfe, als wenn ich irgendwo statt eines Konzertsaals eine Guckkastenbühne finde. Daß ich meine Anforderungen an die Einfühlungsfähigkeit so überspannen sollte, um sie nur auf Stufen für erreichbar zu halten, das ließe ich mir unter dem bösesten Alpdruck von Berliner Theaterwochen nicht träumen. Die Schauspieler, die sich Herr Karlheinz Martin wünscht, mögen, wenn sie seinen Ansprüchen vollends genügen wollen und schon hinreichend appretiiert sind, um sich ohne Kostüm und Dekorationen leichter zu fühlen, es einmal versuchen, die lebendige Gestalt einer Dichtung sitzend anstatt springend zu verkörpern: dann wird sich zeigen, ob das Wort wieder in seine Rechte eingesetzt ist! Es wird wie beim Mangobaumwunder sein. Denn auf das Wort kommt es an, und »Mango« bedeutet sowohl den Baum mit den goldenen Früchten wie den Händler, der seine Ware zustutzt.

101

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläuterungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

Das Wort. Von H. de Balzac

»Oft habe ich köstliche Reisen gemacht«; erzählte er mir . . . »auf einem Wort durchschiffte ich die Abgründe der Vergangenheit, wie ein Insekt an einen Grashalm geklammert mit dem Strom treibt. Von Griechenland ausgehend kam ich nach Rom und durchschritt den weiten Raum der Neuzeit. — Welch schönes Buch könnte man schreiben über das Leben und die Abenteuer eines Wortes! Zweifellos trägt es die verschiedenartigen Eindrücke der Ereignisse, denen es gedient hat, mit sich; je nach dem Ort hat es verschiedene Gedanken erweckt; wirkt es aber nicht noch größer, wenn man es von dem dreifachen Gesichtspunkte der Seele, des Körpers und der Bewegung aus betrachtet? Es anzuschauen, abgezogen von seinen Verrichtungen, seinen Wirkungen und seinen Taten, kann einen das nicht in ein Meer von Reflexion versenken? Sind nicht die meisten Worte gefärbt von dem Gedanken, den sie äußerlich darstellen? Welches Genie hat sie geschaffen? Und wenn so viel Verstand nötig ist, um ein Wort zu erschaffen — wie alt mag dann die menschliche Sprache sein? Die Zusammenstellung der Buchstaben, ihre Formen, das Gesicht, das sie einem Wort geben, zeichnen genaue Bilder — je nach dem Charakter eines Volkes — von unbekanntem Wesen, deren wir uns erinnern. Wer kann uns philosophisch erklären, wie ein Gefühl zum Gedanken wird, der Gedanke zum Wort, das Wort zum hieroglyphischen Ausdruck, die Hieroglyphen zum Alphabet, das Alphabet zur geschriebenen Redekunst, deren Schönheit in einer Folge von Bildern besteht, welche die Rhetoren klassifiziert haben und die gleichsam die Hieroglyphen des Gedankens sind?

*) H. de Balzac, Louis Lambert; Menschliche Komödie, Insel-Verlag, XV. Band, S. 189.

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empör.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläuterungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

Sollte nicht die antike Gestaltung des menschlichen Gedankens in den der Tierwelt entnommenen Formen die ersten Zeichen beeinflußt haben, deren sich der Orient für seine Schriftsprache bediente? Und mag sie nicht auch einige traditionelle Spuren in unseren modernen Sprachen zurückgelassen haben, die sich alle zusammen in die Überbleibsel des Urwortes der Völker geteilt haben, jenes majestätischen und feierlichen Wortes, dessen Majestät, dessen Feierlichkeit im selben Maße abnehmen wird, wie die Gesellschaft altert; dessen Schall, so sonor in der hebräischen Bibel, so schön noch in Griechenland, immer schwächer wird mit dem Fortschritt unserer sukzessiven Zivilisationen. Ist es dieser antike Geist, dem wir die versteckten Mysterien jedes menschlichen Wortes verdanken? Steckt nicht in dem Wort »wahr« eine Art phantastischer Redlichkeit? Findet man nicht in dem kurzen Laut, den es fordert, ein vages Bild der keuschen Nacktheit, der Einfachheit des Wahren in jedem Ding? Diese Silbe atmet eine undefinierbare Frische. Ich habe die Formel eines abstrakten Gedankens als Beispiel genommen, da ich das Problem nicht durch ein Wort deutlich machen wollte, das es zu leicht verständlich macht, wie das Wort »Flug«, wo alles zu den Sinnen spricht. Und ist es nicht mit allen Worten so? Alle tragen den Stempel einer lebendigen Macht, die ihnen die Seele verliehen hat und die sie ihr wiedergeben durch die Mysterien einer wundersamen Aktion und Reaktion zwischen Wort und Gedanken. Denkt man dabei nicht an einen Liebhaber, der von den Lippen seiner Geliebten ebensoviel Liebe trinkt als er ihr mitteilt? Allein durch ihre Physiognomie beleben die Worte in unserem Gehirn die Wesen, denen sie als Bekleidung dienen. Wie alle Geschöpfe haben auch sie nur ein Feld, wo ihre Gaben voll wirken und sich entwickeln können. Aber dieses Thema trägt vielleicht eine ganze Wissenschaft in sich!«

J

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Coirage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungeneit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu?

Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklausulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

Illo redet dum ov . . . * * *

Alte in . . .

Nolze

196

— 56 —

Sprachschule der Leser

Mh

Verehrlicher Verlag!

— — Im Augustheft der Fackel findet sich ein Artikel »Zwei, die über mich herzlich gelacht haben« (S. 145), worin mir die tödlich treffende Bemerkung zu dem Satz: »Daß er in den Jargon ausrutscht . . .« helle Freude bereitet hat. Die Kennzeichnung der Ihering'schen Sprachsünde als »Inzucht von Subjekt und Objekt« ist von unübertrefflicher Prägnanz.

Nun aber finde ich auf Seite 183 ein Zitat mit dem Zusatz: »Gegen Ehrenstein? Nein, von!« Hier ist »Ehrenstein« zwar beide-male Objekt, aber das einemal im 4., das anderemal im 3. Fall. Auch diese Inzucht von Akkusativ und Dativ erscheint mir unzulässig. Dies wird sofort klar, wenn man das Satzfragment in's Lateinische übersetzt. »Contra Ehrensteinum? Non, ab!« ist nach meinem Empfinden unmöglich. Es würde mich interessieren zu hören, ob hier ein Übersehen des Herrn K. vorliegt oder ob er die erwähnte Sprachbildung mit irgendwelchen mir nicht bekannten Gründen rechtfertigen kann. In diesem Zusammenhang verweise ich übrigens auf einen Schiller'schen Satz, der an dem gleichen Übel krankt. Der Titel seiner Antrittsvorlesung in Jena lautete: »Was ist und zu welchem Ende studieren wir Universalgeschichte?« (Ich zitiere aus dem Gedächtnis.)

In Erwartung einer wahrscheinlich lehr- und aufschlußreichen Erwiderung des Herrn K. zeichne ich ergebenst — —

col

Im allgemeinen ist es gewiß schon viel, daß Leser sich eines Problems bewußt werden, wenn sie gleich nicht die Lösung finden. Hier aber scheint es fast schwieriger, das Problem zu sehen, als die dann selbstverständliche Lösung zu finden. Es bedarf natürlich nicht der Übersetzung ins Lateinische, um mir klar zu machen, daß »Ehrenstein« dort ein Akkusativ, da ein Dativ ist, also an und für sich nicht von verschiedenen Verhältniswörtern abhängen kann. Die Schiller'sche Wendung, die dasselbe Wort als Nominativ und als Akkusativ fungieren läßt, ist natürlich nicht besser als die des Herrn Ihering. Trotzdem ist derselbe Grammatikfehler in der Wendung »Gegen Ehrenstein? Nein, von!« keiner, sondern ein stilistischer Vorzug. Der Fehler wäre vorhanden, wenn es hieße: »Nicht gegen, sondern von Ehrenstein!«, wenn es sich also um eine ernsthafte Aussage handelte. Bei Schiller und bei Herrn Ihering handelt es sich um eine solche, um einen Satz, den der Autor sagt. Im andern Fall liegt geradezu das Schulbeispiel jener satirischen Darstellung vor, die so offenkundig, parodierend fast, das Fehlermaterial verwendet,

der anderen insgeheim praktierte — das Buch war eine frische
Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift von der
abscheulichsten Absonderung zerböcherter Charaktere, stürzte
auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann
Bahr vor so vielen andern, die jetzt zeitlich sind, auszeichnen:
eine ungeborene, selbständigere physische und psychische
Gesundheit. Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben
einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinskrankung,
die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Was die
Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen übermäßige
Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen.

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem
Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wertvoll.
Es wird sich halt die für unsere ganze Geistes- und Kunst-
welt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu anderen Zeiten, Leistungen
eine gefestigte Physis und unverdorrte geistige Kraft gehört,
daß der ganze Schwist exotischer Spekulation, kranker
Eitelkeit, komödiantischer Zeitverflüchtigung vorbei
und die Epoche der Nervosität und einer tiefen Begräbniszeit
An unseren Tagen, wo so viele Zukunftsgehornde, so viele
Seelen-Parasiten ihre Kacke für die eigene Mäßigkeit zu
Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden
statisch empor.
Breitenstein, Juli 1923.

Wenn das gesund
ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei
Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart auftritt, dann
weiß ich schon nicht. Wie kommt der Herrmann Bahr dazu?
Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abtun,
hebe wieder wie im »Spiegelmannsch«. Also was, meine Tasche
anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitlichen sein, das für
die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie
sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt
sein? Und mit wem praktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß
der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkaufserlösen durch
Jahre angebietet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute
Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen
Gönners bediene, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur
verliehen hat, zu begegnen, das ist, worin mit die föhliche
Paket findet sich ein Artikel »Zwei

daß man gar nicht versteht, wie der Leser an Bewußtheit und Absicht des Autors zweifeln und hier noch etwas entdecken könnte. Es ist eine satirische Abbeviatur, ganz wie die Wendung »fünfzig Jahre alt und ebensooft hervorgerufen werden«, die jenem Schmock, der von der Alchimie meines Wortes etwas zu wissen vorgab, als ein »Lapsus« erschien, der eine Glosse in der Fackel verdiene, welche denn auch erschienen ist. Und auch hier wäre der Zweifler, wie jener, der solche Großmut nicht verdient hat, auf einen weiteren Fehler der Wendung aufmerksam zu machen: wie kann denn ein Satz mit »von« enden? Aber sollte diese Summe von Nichtgrammatik und Namensmißhandlung — eines Namens, der freilich so deklinabel ist wie der des Herrn Ehrenstein — nicht die stilistische Absicht einer grammatischen Mißgeburt klar machen? Es ist nicht uninteressant, daß der Bemängler von »fünfzig Jahre alt und ebensooft hervorgerufen werden« das Musterbeispiel einer Inzucht (»werden« in zweierlei Verwendung) als freiwillige Draufgabe erhielt, und eben in dem Heft, in welchem sie Herr Ihering verübelt wurde. Ich bin mir also offenbar solcher Mißbildungen mit äußerster Klarheit bewußt. Und dennoch mußte mir das mit Ehrenstein passieren! Aber ich nehm's dem Leser, der bemerkt hat, was nicht zu verbergen war, durchaus nicht übel. Ich würde mich auf solche Beschwerden ja überhaupt nicht einlassen, wenn ich sie nicht als einen Beweis redlichsten Anteils würdigte, ja als den Maßstab für ein Leserniveau, das ganz gewiß an keinem andern Knotenpunkt des geistigen Verkehrs heute anzutreffen ist, und wenn ich einmal von den lästigen Begleiterscheinungen der Fackel gesprochen habe, so bin ich umso dankbarer für die erfreulichen. Sie haben den Mut, zu jenen Sorgen kleinsten Formats zu stehen, auf die diese ganze mißratene Zeitungswelt mit Verachtung herabsieht, als ob sie in Wahrheit größere hätte.

*

Der Abdruck der Verlaine-Verse, ernst gemeint, weil die Stelle: »eine der eindrucksvollsten Variationen« des Motivs »Versöhnung mit der Presse« ironisch gemeint war, ist vielfach mißverstanden worden. Hier sollte der wahre Sachverhalt illustriert werden: so sieht die Versöhnung aus!, und diese Absicht war ja

der anderen insgeheim praktizierte — das Buch war eine frische
Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der
abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte
auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Herrmann
Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen,
auszeichnet: eine ungebrochene, selbststärkere physische und psychische
Gesundheit. . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben
einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinsstörung,
die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die
Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche
Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem
Urteil macht uns Herrmann Bahr besonders wert.
Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Künst-
welt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen, Leistung
eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche
gehört, daß der ganze Schwulst exotischer Spekulation, kranker
Eitelkeit, komödiantischer Zeitvertreibung vorbei
und die Epoche der Nervositätsanbelangung begraben ist.
Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommenen, so viele
Seelen-Paras ihre Rache für die eigene Mißlungeneheit zum
Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden
stättlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund
ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer
Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart auftritt, dann
weiß ich schon nicht. Wie kommt der Herrmann Bahr dazu?
Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen,
hebe wieder wie im »Spiegelmannsch«. Also was meine Psyche
anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für
die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie
sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt
sein? Und mit wem paktere ich insgeheim, wenn ich sage, daß
der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläuterungen durch
Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute
Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen
vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines
Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur
verliehen hat, zu begegnen.

garnicht zu verkennen. Wozu denn sonst der vollständige Abdruck eines an sich gewiß beträchtlichen Gedichtes mit dem ganzen philologischen Apparat und Quellennachweis. Das wäre freilich bloß eine rationalistische, keine stilistische Beglaubigung und da einen Augenblick lang ein Zweifel doch möglich war, so ist eben der Satz nicht gut. Es war gewiß zuviel auf einmal verlangt, von den den »Witz- und seriösen Schwachköpfen« zugeschriebenen Variationen des Motivs »Versöhnung« gleich auch die ernsthafte des Motivs »Nichtversöhnung« abzunehmen. Ein Projektionsfehler, der in der Arbeit an circa zehntausend Prosazeilen vorkommen kann. Man lese deshalb besser etwa so: »Die richtigste und eindrucksvollste läßt sich aber doch wohl dem hauptsächlichlichen Inhalt der folgenden Verse abgewinnen«. Dann wird dem Einsender der Dank, der ihm gebührt, und nicht mehr das Mißverständnis, als ob er zu den Witz- oder seriösen Schwachköpfen gehörte, die von meiner Versöhnung mit der Presse sprechen, wovon er doch das gerade Gegenteil durch die Darbietung der Verse getan hat.

*

Hochverehrter Herr Kjaus!

4.

Ich verdanke hauptsächlich Ihnen, daß ich mit vermehrten Sinnen lese: die schöne Sprache erhöht den Genuß der geistigen Darbietung. Und umgekehrt darf ich wohl sagen, es sei Ihre dankenswerte Schuld, wenn mir Sprachschlampereien die Freude an inhaltlichen Kunstwerken verleiden.

Dies zur Erklärung meiner Fragen, die dem Wunsch entstammen, belehrt zu werden, nicht dem Ehrgeiz, eines Dichters Irrtümer aufzuspüren.

1.) Ich glaube, der erste Satz der letzten Fackel (S. 1) hätte zu lauten: In dieser kleinen Zeit, die ich noch gekannt habe, als sie so groß war;

Nein. Es ist eine vorhandene, jargonartige Wendung, die aber auch richtig deutsch ist. »Als« wäre die Zerstörung des Zitats, wäre eigene Aussage und schlecht. Würde bedeuten: ich habe die kleine Zeit damals gekannt, als sie groß war, es wäre also von ihr höchstens ausgesagt, daß ich sie gekannt, nicht aber daß ich sie als große Zeit gekannt habe. Es ist einer jener Fälle, wo als der weitere, über die bloße Datierung hinausgehende Begriff der Agnoszierung mit vollem Recht »wie« statt »als« eintritt.

2.) Ich halte es für unzulässig, eine Frage dahin zu beantworten und jemanden dahin zu informieren, wie es auf S. 36,

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte ihn raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor sich vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: keine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußteinstäuschung, ist eine eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Er hält sich nicht die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorrene Psyche gefordert, daß der ganze Schwulst exotischer Spekulation, kranker Elite-Reiz, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Hypothese der Nervositätsanbahnung begraben ist.

Am 15. März unserer Tage, wo so viele Zukunftsgekommene, so viele Spießhahnen Paris ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden städtlich empor.

Frankfurt, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Herrmann Bahr dazu?

Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiß wieder wie im Spiegelmensch. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten könnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß

der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklammerungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kindersube, aber keine gute Entwicklung hätte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergeife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

Das höchste ausgereichte. Die große Zeit ist eine Falle, wo man weiter über die * und Bekämpfung überwachende B. will. Abmahnung mit * * * * * (S) Ich habe es für eine Frage dahin zu beantworten und handhaben die * * * * *

12. Zeile von unten, und auf S. 154, 3. Zeile von unten, geschah. Ich meine, es hätte im ersten Falle »damit«, im zweiten »darin« zu heißen; zum Vorbild der Leser umsomehr, als es geradezu krankhafter Brauch geworden ist, sich auch dann »dahin zu äußern« und auch dann »dahin Stellung zu nehmen und zu antworten«, wenn das Wort »dahin« o h n e Ersatz gestrichen werden muß.

Es gibt eben Leser — und gewiß sind sie nicht die schlechtesten —, die der Fackel die »schöne« Sprache verdanken und die Witterung für die Sprachschlampereien in andern Druckwerken. Sie wissen aber doch nicht genug von einem Stil, der die Trivialität des Lebens aus deren eigenem Sprachstoff gestaltet. »Die bekannte Schuldfrage dahin beantworten« ist nicht so schön wie »damit«, aber damit ist meine eigenste Schuldfrage nicht beantwortet. In einer Epoche, in der der bessere Ausdruck plausibel war, hätte ich diesen gebraucht. Hier und heute war die Sphäre nicht anders darzustellen. Ich stelle dar, ich zitiere. Darin ist mehr Stil als im Schreiben. Eben den »krankhaften Brauch« brauche ich. Wo 's mein eigenes Wort ist, wird man schon merken. Im zweiten Fall — »dahin richtig informiert werden, daß« —, wo geradezu die Sphäre der Presse die Ausdruckselemente liefert, wäre »darin« auch an und für sich falsch, eine Verschiebung des Gedankens. Nie wäre die Lesung: d a r i n zu erzwingen, und »d a h i n« bezeichnet eben die Richtung der Information, die Weisung.

3.) Es fällt mir auf, daß Sie auf S. 46, Zeile 10 von unten, von einer Fähigkeit, etwas tun zu können, sprechen. Hieße es nicht richtig: »die wegen ihrer Fähigkeit, vom Krieg zu erzählen, von der Verpflichtung, ihn zu erleben, enthoben waren«? Dadurch träte auch der Gegensatz des Erzählens zum Erleben noch schärfer hervor.

Ganz im Gegenteil. Auch mir fällt und fiel natürlich auf, daß die Fähigkeit, etwas tun zu können, ein Pleonasmus ist. Aber diese Fähigkeit, dieses Können kann ja gar nicht oft genug berufen werden. Die Fähigkeit, vom Krieg zu erzählen, wäre bloß die literarische Fähigkeit, die sie hatten und die sie vom Krieg befreit hat, nicht die menschliche, die sie außer jene Menschheit gestellt hat, die nur leiden konnte. Sie waren nicht nur fähig, zu schreiben, das heißt, sie konnten nicht nur schreiben, nein sie waren fähig, es zu können. In der glatteren Antithese: »wegen der Fähigkeit, vom Krieg zu erzählen, von der Verpflichtung, ihn zu erleben« erledigt sich der grimmige Kontrast schon durch das unübersicht-

der anderen insgeheim praktizierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der

abscheulichsten Absonderung zerbrochener Charaktere, stürzte auf diesen raschen und kecken Seiten; denn dies ist es, was Hermann

Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische

Gesundheit. . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben

einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinsstörung, die

das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die

Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche

Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem

Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistesigkeit und Kunst-

welt schreckliche Erkenntnis durchsetzen; daß zu jeder kräftigen Leistung

eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche

gehört, daß der ganze Schwulst exotischer Spekulation, kranker

Eitelkeit, komödiantischer Zeitvertreibung vorbei

und die Epoche der Nervositätsanbahnung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukunftsgeräusche, so viele

Seelen-Parasiten ihre Rache für die eigene Mißlungeneheit zum

Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden

statisch empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund

ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer

Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann

weiß ich schon nicht. Wie kommt der Herrmann Bahr dazu?

Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen,

heißt wieder wie im »Spiegelmannsch«. Also was meine Psyche

anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für

die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie

sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt

sein? Und mit wem praktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß

der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkauftillierungen durch

seine Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute

Entwicklung hatte? Und daß ich nicht an einem Wehrlosen

Es gibt Vergeißte, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines

Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur

verliehen hat, zu begegnen.

* * *

12. Zeile
ich mein
heiligen;
Branch
dann
dahn

liche Nebeneinander der drei gleich kurzen Satzteile, zwischen denen noch die Nähe der sinnverschiedenen »vom« und »von« Verwirrung stiftet. Ähnlich hat mir einmal jemand die Überfülle einer Wendung wie etwa »Er erlaubt sich, etwas tun zu dürfen« bemängelt, weil er nicht bemerkt hat, daß hier Devotion dargestellt war. Und noch ein unerfüllbares Begehren:

4. Endlich bitte ich Sie um Aufklärung, warum Sie mitunter Fremdwörter auch dort setzen, wo gleicher, wenn nicht besserer Sinn und Klangfarbe mit deutschen Worten erzielbar ist. Zum Beispiel: S. 22 Existenz (Dasein), Artikel (Aufsatz), konsequent (beharrlich, unwandelbar, unentwegt); S. 42 interessant (reizvoll, fesselnd), Publikation (Herausgabe), Diktion (Sprache, Fassung), Thema (Gegenstand, Dinge, Stoff). Ich habe mich auf Fälle beschränkt, in denen es sogar genügt, einfach das Fremdwort zu übersetzen, ohne erst den Satzbau umdenken zu müssen.

In unwandelbarer Verehrung und Ergebenheit

Warum ich Fremdwörter auch dort setze, wo gleicher, wenn nicht besserer Sinn und Klangfarbe mit deutschen Worten erzielbar ist? Weil dort nicht besserer oder auch nur gleicher Sinn und Klangfarbe mit deutschen Worten erzielbar ist (wiewohl diese vermöge ihrer Bodenwüchsigkeit auch den stärkeren Plural haben). Man versuche nur einmal, an jenen Stellen die Fremdwörter in die empfohlenen deutschen Worte zu übersetzen (ohne erst den Satzbau umdenken zu müssen; denn das fehlte noch, daß ich einen Satz anders zu bauen hätte, um ein Fremdwort zu vermeiden). Abgesehen von dem klanglichen Unterschied sollte es mir einfallen, statt von einer journalistischen Existenz von einem journalistischen Dasein zu sprechen! Es wäre geradezu eine Blasphemie (wofür ich tatsächlich Gotteslästerung sagen könnte). Man versuche insbesondere, jenes »interessant« zu übersetzen. Oder die »Diktion« etwa in die »Sprache«, die gleich darauf vorkommt. In den meisten Fällen wird wohl auch dann, wenn Sinn und selbst auch Klangfarbe nicht unmittelbar berührt würden, das Fremdwort von mir vorgezogen werden; denn meine Mission ist eine profane und mein Reich ganz von dieser Sprachwelt. Das interessante Thema ist hier oft und oft erörtert worden. Das beste Deutsch hat zwischen zwei Fremdwörtern Raum. Deren Gegner mögen erst ein paar Generationen an die Neuerung gewöhnen, dann werde ich, was die folgende tut, wenn ichs erlebe, in deutschen Worten abbilden.

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitveriluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verkläusulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begeben.

* * *

6
12/12
Original
[Lieber ...]

307

Berlin, den 14. Sept. 24.

LP

In der Augustnummer der 'Fackel' findet sich in dem Referat A. H. Frieds über die »Letzten Tage der Menschheit« die Wendung, Bücher seien »aus der Niedertracht dieser Zeit herausgeschrieben« worden.

Da der Unterzeichnete nicht glaubt, daß A. H. Fried diesen Satz so herausgeschrieben hat, möchte er Sie bitten, diesen Druckfehler richtigstellen zu wollen, zumal ihm daran liegt, die 'Fackel' auch nicht von dem kleinsten Druckfehler verunreinigt zu sehen.

P 1/2

LP

Dieser liebenswürdige Wunsch ist leider auch von übermenschlicher Sorgfalt nicht zu erfüllen. Doch hier wird mit Unrecht ein Druckfehler vermutet. Es könnte sich nur um einen solchen im Original handeln, den ich nicht erkenne, oder um eine mißglückte Wendung, die ich kaum hätte beseitigen dürfen, wenn ich, was noch heute nicht der Fall ist, den Satz als solche erkannt hätte.

*

Zu S. 6, Z. 2 u. 3:

Ein »Weihbischof« heißt nicht so, weil er etwas zu segnen, zu weihen hätte, sondern weil er selbst nur die Bischofsweihe hat und nicht mit der Verwaltung einer Diözese betraut ist wie ein wirklicher Bischof.

Ganz richtig. Aber »Weihbischof« an jener Stelle ist noch richtiger. Der Stil weiß es besser als das Wissen.

Zu S. 14, Brief vom 14. Aug., Z. 3:

»Nun bin ich 47 Monate bei Militär ...« Der Satz soll wohl richtig lauten: »... beim Militär ...«?

Nein.

Zu S. 99, Z. 14:

... Weiters fehlt das sechste »dank« als letzter Versfuß.

Nein, es genügen fünf. Dagegen muß es heißen:

Und wir 'sagen/statt[sag'n/

Zu betonen ist: nix als. <« T:»

1/2

Zu S. 160, Z. 5:

Statt »Theaterreferendar am Börsen-Courier« wohl »im«?

Im Gegenteil.

1/2
im 2. in dem folgenden
Merk,

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische
Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der
abscheulichsten Absonderung zerbrochener Charaktere, störte
auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann
auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische
Gesundheit. . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben
einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinsstörung, die
die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die
Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche
Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem
Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.
Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunst-
welt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung
eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche
gehört, daß der ganze Schwulst exotischer Spekulation, kranker
Eitelkeit, komödiantischer Zeitvertreibung vorbei
und die Epoche der Nervositätsanbahnung begraben ist.
Aus unseren Tagen, wo so viele Zukunftsgerichte, so viele
Seelen-Paras ihre Rache für die eigene Mißgunst zum
Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden
statisch empor.
Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund
ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer
Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, dervort auftritt, dann
weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu?
Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen,
heißt wieder wie im »Spiegelmannsch«. Also was meine Psyche
anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für
die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie
sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt
sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß
der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklausulierungen durch
Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube aber keine gute
Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen
vergreife, zeigt er doch, indem er sagt, den Geburtag eines
Gönners benötigt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur
verliehen hat, zu begegnen.

... hat A. H. Fried diesen
* * *
... hat sich in dem Reiz
... die Wendung
... herausgeschrie-

Dagegen ist es sicherlich rührend, daß einen Leser in Kansas das folgende gar nicht wildwestliche Problem beschäftigt:

27. August 1924

Schon lange warte ich auf eine weitere Fortsetzung Ihrer »Sprachlehre«. Und würde es dankend begrüßen, wenn Sie es der Mühe wert fänden, sich einmal über Ihre Anwendung des Apostrophs zu äußern. Etwa an folgender Stelle von »Traumtheater« (Seite 18)

So ist's, so sei's, so bleib' es allzumal:

quäl ich die Lust dir, mach' zur Lust die Qual!

Ich suche vergebens nach einer ganz befriedigenden Lösung meines Zweifels: warum bei dem Wort »bleib« das Zeichen gebraucht wird, und es bei den Worten »quäl« und »mach« wegfällt. Allerdings fiel mir bald ein, daß die Anwendung im ersten Falle ein typographischer Tempo- und Gewichtsbehelf sein könnte, wie umgekehrt das Weglassen in den beiden anderen Fällen: daß also vielleicht der Apostroph in der ersten Zeile die kleine Verlangsamung markieren, und die Emphase auf jenes Wort ein wenig unterstreichen sollte; während in der folgenden Zeile ein Hinweis auf die Abkürzungen dem beschleunigten Tempo gerade hinderlich wäre. Aber so plausibel diese Erklärung scheinen mag, ich kann ihr doch nicht recht trauen: sie kommt mir allzu spitzfindig vor. Da sie aber die einzige Antwort ist, die mir mein Zweifel eingab, und ich nicht annehmen darf, daß das Anwenden und Weglassen des Apostrophs bei Ihnen auf Zufall oder gar Willkür beruht, so wäre ich Ihnen von Herzen dankbar, wenn Sie den merkwürdigen Fall gelegentlich behandeln wollten.

Auf den Druckfehler auf S. 19, 4. Verszeile v. unten: statt »ihnen«: Ihnen, werden wohl andere Leser schon aufmerksam gemacht haben. A. B.

Leider nicht; und die Frage wegen des Apostrophs ist schon mit der gar nicht spitzfindigen Erklärung beantwortet. Sie ist umso weniger spitzfindig, als sie einen Vorgang erläutert, der, meiner Erinnerung nach, kein Überlegungsvergang war. Ob aber eine solche Unterscheidung — vor allem zwischen dem Positivgehalt des ersten und dem Negativgehalt des zweiten Verses — in allen Fällen mit vollem Bewußtsein geschieht, ist ebenso gleichgültig wie ob sie in demselben Fall ein anderes Mal eintreten würde, wo vielleicht das Gewicht der Worte wieder anders verteilt wird. Grundsätzlich ist, was der Schreiber empfindet, ganz richtig. Doch deckt sich seine Erklärung auch mit einer, die von außen her die gleiche Unterscheidung rechtfertigt. Im Allgemeinen vermeide ich die apostrophlose Abknappung, hier, in der zweiten Zeile, ist sie nötig zur Unterscheidung von »bleib'«, dem als einem Konjunktiv

der anderen in sie heim paktierte — das Buch war eine frische
Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vorhin, nicht ohne Spur von Gift, von der
abscheulichsten Abscheulichkeit, gar groben Charaktere, stürzte
auf diesen rasenden, lebenden Geist. Denn dies ist es, was Hermann
Bahr vor sich hat, nicht ein Buch, die zurzeit sprechenden
auszeichnet; sondern ein Buch, das die physische und psychische
Gesundheit, sein Pessimismus ist eine Bewußtseinsauslösung,
einverwandten, sein Pessimismus ist eine Bewußtseinsauslösung,
die das eigene Leben, den Körper, der Welt messen will. Mag die
Grundhaltung, wenn es um die jungen Menschen überhebliche
Courage sein, im Grunde ein anderer heilt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen, das oberdiligster Auffassung und klarem
Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.
Es wird sich hat die für unsere ganze Geistesigkeit und Kunst-
welt schreckliche Trennung durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung
eine gestiegene Physis und unverdorrene Psyche
gehört, daß der ganze Schwund des literarischen Spekulation, kranker
Eitelkeit, komödiantischer Zeitverflüchtigung vorbei
und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.
Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommen, so viele
Seelen-Paris ihre Rache für die eigene Mitleidenschaft zum
Wort ummünzen, sagt die Gestalt eines Gesunden
statisch empor.

Er scheint eine Erlösung nötig zu haben. Wenn das gesund
ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer
Gelegenheit, wo es sich doch nicht schiebt, derart auftritt, dann
weiß ich schon nicht, wie kommt der Hermann Bahr dazu?
Und ich, wenn ich dann nichts, anderes tue als es abfangen,
heißt wieder wie im „Spiegelmannsch“. Also was, meine Psyche
anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für
die Darbietungen des Herrn Wertel empfänglich ist. Aber wie
sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gestützt
sein? Und mit wem, packere ich insgeheim, wenn ich sage, daß
der Herr Wertel, der meine gedrehten Verklausurierungen durch
Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute
Entwicklung hatte? Und daß ich nicht an einem Wehrlosen
vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines
Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur
verliehen hat, zu begegnen.

27. August 1884

Das Buch ist es überhaupt nicht, das einen Leser ist
das Buch ist es überhaupt nicht, das einen Leser ist

Seeigeleies

Entwicklung also vom Mechanismus zum Vitalismus ist daß, woran ich immer denken muß, wenn ich mir vorstelle, daß Karpath Regierungsrat geworden ist (wobei ich mich frage, ob es verboten sein kann, zu Mitleid und Erbarmen mit der Regierung aufzureizen), und wenn ich auf das ganze Getreibe blicke, das jetzt entfesselt ist, um die »größte Geisteserscheinung Wiens«, nämlich Richard Strauß, wieder an Wien zu fesseln. Hier fesseln vor allem zwei Vorkämpfer: der feurige Decsey und der mehr diplomatische Karpath, jeder in seiner Art, einander ergänzend und fördernd, zwei, denen man ausgeliefert ist, so daß man nichts tun kann als sich freuen, daß man sie hat. Während ihnen überhaupt nichts mehr zu tun übrig bleibt, weil sie schon so viel für uns und auch für einander getan haben. Betrachten wir die Verdienste dieser Männer.

Karpath war es, der, als einmal die Oper bummvoll war, »ausverkauffissimo«, wie Decsey so köstlich sagt, diesem, der keinen Platz hatte, einen solchen trotzdem verschafft hat. Denn Karpath kann immer noch verschaffen, wo andere nicht mehr können. Darüber nun hat Decsey ein Feuilleton geschrieben, unter dem Titel »Ein Porträt: Ludwig Karpath«, da auch er immer noch schreiben kann, wo andere nicht mehr können. Unter all dem wertvollen Strandgut, das die Wogen der Strauß-Erhitzung an mein Ufer geworfen haben, bewahre ich dieses Feuilleton als das kostbarste, es geht mir noch über Decseys, ja Karpaths Inhaltsangaben von »Herrn und Frau Robert Storch«, die ich keineswegs unterschätzen möchte. Ich kann nur sagen, wenn ich nicht wüßte, was Seeigeleies bedeutet, in diesen Fällen hätte ich es gehaut. Es ~~muß~~ so etwas sein wie eine sulzige Masse, die sich à la Wigelaweia hin- und herbewegt — denn es ist musikalisch —, mit einer angenehmen israelitischen Kadenz oder etwa (wenn bedauere nicht mehr dienen zu können) Hirn mit Ei, aus dem jetzt die literarischen Produkte stammen. Denn es ist heute offenbar so, daß der Idiotes, der im alten Griechenland so viel wie einen Privatmann bedeutet hat

4. 11. 1888
 + 1
 er wurde bel.
 und wurde:
 Idiotes
 1888

schlechter Stammlokalen begegnet ist,
 dem er aber weder im Volksarten noch in seines Freundes
 Wurst zuhauchzen. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein,
 noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem
 oder die spielenden Kinder hinczogen, die er »herziger freilich
 und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal
 jetzt ging auch ich gern in den Volksarten
 wollte desselichen tun.
 Gedanken hegen. Das war durchaus glaubhaft und Burdach
 und spielenden Kindern, »mit ernstlichen Gesichtern beide törichte
 gern in den Volksarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder
 März 1897. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal
 Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im
 für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein
 Doch erwiderte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise«
 er war mit alzu modern.
 also wie was? Bitte entscheiden!
 ein Spinnengewebe, oder ein Rosenparterre.
 zehnsender Ahmt; zur Schau gestellt, so leicht und dürtig wie
 fast gehaltenes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-
 Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein
 Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende
 ander Einwand:
 Was nicht gerade angenehm ist, Burdach hatte freilich einen
 und doch letzten leichten Geruch hermatthlicher Mundart an sich.
 die und so weiter,
 und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,
 für die eigenen Sätzen, die
 betont. Art und Weise: epigrammatischer Formierung. In seinen kurzen
 mit Verheit mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer andorferent-
 und Charme, ungewöhnliche Empfanglichkeit und Einfühlungsfähigkeit
 feines Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft
 Ein ungewöhnliches schriftstellerisches Talent, ein hochgeprägtes kunst-
 aufmerkam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
 und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr
 als dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fälle
 und ihrerseits seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verfüngungs-
 kraft die

und als ein der Staatsgeschäfte Unkundiger von ihnen ausgeschlossen war, im neuen Österreich nicht nur Regierungsrat wird, Kunstdiplomats, Vertrauensmann eines Unterrichtsministers (der allerdings auch die Wissenschaft nicht mit Löffeln gegessen hat); nicht nur Freund des Schöpfers von »Schlagobers«, das ihm gewidmet ist, sondern auch ein Faktor im Geistesleben. Wenigstens versichert es uns Decsey, dessen geistige Kapazität freilich gleichfalls in früheren Zeitläuften als etwas, womit man vor ein Publikum treten konnte, kaum vorstellbar gewesen wäre:

Niemand in Wien, der Karpath nicht etwas zu danken hätte. Man liest am Montagmorgen den immer amüsanten Hans Liebstöckl und seine Wochen-Feuerwerke, man erregt oder begeistert sich für diesen und jenen Kollegen; aber, wenn man die Unterschrift Ludwig Karpaths sieht, weiß man, man darf es nicht überschlagen.

Und ich hätte geglaubt, daß ich der einzige in der Lage bin, indem doch Karpaths Schaffen auch das einzige ist, was ich ihm zu danken habe; und daß ich weiß Gott ein dankbares Publikum bin, weiß ja auch Decsey, der schon seinerzeit in Graz keine Anstrengung gescheut hat, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Worin besteht nun aber Karpaths literarische Eigenart?

— — So kommt es, daß Karpath zwar offiziell pensioniert, aber einer der aktivsten Kritiker ist, ein Schreiber und Lenker, der eines aus dem Effeff versteht: das Lancieren. Man ruft Karpath an, wenn man ihn braucht; und man braucht ihn immer. Er ist einer der angerufensten Menschen in Wien. Der Sinn eines solchen Mannes, der nur in einer Großstadt denkbar ist, der Sinn seines Lebens offenbart sich.

Man glaubt natürlich, daß diese Sätze von mir sind. Wie man mich überschätzt! Sie sind von Decsey. Und nun läßt er sich in eine Erklärung des Karpathschen Sinnes ein, der tief in jener Wiener Sphäre wurzelt, in welcher das Hintertürl eine der hauptsächlichsten Anlagen bedeutet, die dem Schutze, aber auch dem Gebrauche des Publikums empfohlen sind. Er schildert, wie schwer es ist, in Wien emporzukommen, wo »die Begabungen aufeinander Schatten werfen«; in einer Stadt wie Wien,

wo schon das telephonische Erreichenkönnen eine Kunst ist — da braucht es eines Menschen, dessen Person die Liebenswürdigkeit der Stadt darstellt,

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfügnungs-

kraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist, Burdach hatte freilich einen

anderen Einwand:

Aber dieser „Kritiker der Moderne“, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Ahrnüt zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spinnwebchen oder ein Rosenparfüm,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein

Jahr macht jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal

genau in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ersten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach

wollte desgleichen tun

gering, auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal

oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich

nicht im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem

Witz zuhauzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes

Schillerer-Stammlokalen begegnet ist.

— 123 —

also nicht etwa wie Girardi, sondern eben wie Karpath, »dessen Gebärde Hilfe, dessen Wort Rat bedeutet«, und nun sogar Regierungsrat. Offenbar also eines Mannes, den telephonisch zu erreichen immer gelingt. (Wie infolge falscher Verbindung Decsey übersehen hat. Wer dort? Seeigeleies.) In der Tat:

Wolke
Der die Anschlüsse vermittelt.

Offenbar die anderen Telephonanschlüsse, die in Wien so schwer zu haben sind.

So ist Karpath

Wolke
(und diese ~~schlichten~~ Worte hat Decsey in Sperrdruck gesetzt und damit — zwei Nägel mit einem Schlag ~~und die~~ Vögel auf ~~einen~~ Kopf treffend — nicht nur Karpaths geistiges Porträt umrissen, sondern auch das eigene.) So ist Karpath

der Dichter aller, der Beherrscher aller geworden, die Dominante des Geschehens, hat eine nicht sichtbare, aber ungeheure Lebensarbeit geleistet —.

in
Alles in Sperrdruck. Nicht einmal der ist von mir! Wiewohl ich mir vorbehalte, ihn an anderer Stelle beliebig anzubringen. Zum Beispiel hier:

Er verbreitet eine angenehme Gegenwartswolke, man fühlt sich wohl, sieht man ihn nahen: Ah, der Loschy (dies sein Kosenamen) kommt.

Ja wer tomtt denn da? fragt der Detschy und schließt:

Ja, er ist der freundliche Ostwind, der die Wolken verjagt,

um als Dominante des Geschehens ausschließlich die angenehme Gegenwartswolke zurückzulassen? Nein, nicht diese, sondern:

die Sonne kommt hieraus, es ist blau und strahlt.

Wolke
Aber ist das ein Obermausi! Und warum erzählt er uns das alles? Weil er Karpath etwas zu danken hat, dem Lenker, der das Lancieren aus jenem ~~orts~~ bekannten Effeß versteht, welcher in der Ost- und Pestluft von Wiener Gschafflhuberei und Dinerkarriere, gemüthlicher Verlogenheit und überzeugter Arschkriecherei den großen Tineff bedeutet, der hier Ereignis wird und aus dem alles resultiert, was in der Rubrik Theater, Kunst und Literatur Platz findet, soweit es nicht durch ein Kreuz seinen reineren Ursprung verrät. Herr Decsey hat also Karpath (der *plan*)

H bei in-fallt
+
H gmi +

Lau

in

L = K +

plan

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Tugenden
 und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungs-
 kraft, die . . .
 und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr
 aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
 Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochge-spanntes Kunst-
 ferisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft
 und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen
 im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordent-
 lichen Virtuosität epigrammatischer Formbildung. In seinen kurzen
 vibrierenden Sätzen, die
 und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,
 die und so weiter,
 trug doch einen leichten Geruch heimathlichen Mundart an sich.
 Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen
 andern Einwand:
 Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende
 Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein
 fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-
 reichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dünn, wie
 ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
 — also wie was? Bitte entscheiden!
 er war mit allzu modern.
 Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise«
 für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein
 Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im
 März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal
 gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder
 und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte
 Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach
 wollte desgleichen tun.
 Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten
 und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal
 oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich
 noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem
 Wursl zuzuschauen«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein,
 dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes
 Schlenker Stammlokale begegnet ist.

denkt, während sonst der Mensch denkt) dafür zu danken, daß er ihm, der keine Karte zu »Rigoletto« hatte, den besten Platz eines total ausverkauften, »nicht für einen Mückenleib Platz habenden Theaters« verschafft hat, in dem wie durch ein Wunder Herr Decsey noch Platz fand, womit der biblische Anspruch jenes Kamels, das mit dem Nadelöhr renommirt, ein für allemal abgetan erscheint. Mehr als das:

Der Zufall, oder vielmehr: nicht der Zufall, sondern der Beziehungsreichtum Karpaths brachte es dabei mit sich, daß ich neben dem größten Verdi-Verehrer Wiens, neben Franz Werfel, dem Dichter des Verdi-Romans, zu sitzen kam — eine gedanken erfüllende Nachbarschaft.

Wörtlich! Und nicht von mir, der schon vielfach vor Neid zerplatzt. Dieser Decsey hat doch mehr Glück als Karpath Beziehungen, der, wie hier angedeutet wird, auch Werfeln den Platz verschafft hat. Seine Gedanken waren also durch die Nachbarschaft, die einen großen Gedankenraum einnimmt, so erfüllt, daß auch dort kein Mückenleib Platz hatte, der aber insbesondere zwischen den Sitznachbarn wenig zur Geltung gekommen wäre. (Wiewohl Karpath zur Not noch die Mücke untergebracht hätte.) Was geschah?

Ich schrieb am nächsten Morgen meine Impressionen für jenes Frühabendblatt, aber der wichtigste Mann des ganzen Abends war für mich

nicht Verdi, nicht Werfel, nein:

Karpath, für den ich eine wachsende, wachsende Dankbarkeit fühlte.

Man sieht förmlich, wie sie wächst, wiewohl doch gar kein Platz mehr ist. Man tadle aber nicht, daß Decsey, ähnlich mir, aus einer Mücke einen Elephanten mache. Nein, er rückt sie ins Ewige:

Ein unbedeutender Vorfall, nicht wahr? Für mich, im Augenblick ein unschätzbare Wert.

Denn das ist nicht etwa so, daß man sagen könnte, wenn jeder, der keine Karte zu »Rigoletto« hat und im letzten Moment dennoch durch Karpath hineinkommt, aus Dankbarkeit ein Feuilleton über Karpath schreiben wollte statt einen Hahn dem Äskulap zu opfern, so würden vielleicht doch endlich den Setzern die

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlich virtuosität epigrammatischen Formulierung. In seinen kürzen und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand: Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwälzende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein reichliches literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und daffig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre, — also wie was? Bitte entscheiden! — er war mit allzu modern. Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstest Gesichtern beide löbliche Gedanken hegten«. Das war durchaus gläubhaft und Burdach wollte desgleichen tun, Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten und er wird heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die herzhafte Freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurst zuzauhten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Fremdes Schenker Stammlokalen begegnet ist, daß er dankt.

Geduldlettern ausgehen. Nein, Decsey ist ja kein Privatmann, kein Idioten, sondern er muß referieren und das Blatt, für das er muß, »entschuldigt ihn nicht einer vergessenen Karte wegen«:

Vermag nicht ich es, so wirds eben ein anderer vermögen.

Das ist nur zu wahr, und wie man sieht, stehen Interessen auf dem Spiel. Solche, für die gerade ein Mann wie Karpath Verständnis hat. Decsey schildert mit großer Anschaulichkeit, wie er »karten- und ratlos« im Foyer stand, und nun wo die Not am höchsten, weil es ausverkauftissimo war, der Rat kam, der Regierungsrat und mit ihm die Hilfe, die er in allen Lagen gewährt und zumal dort, wo Kritiker ihrer schweren Stunde entgegensehen.

Allein, in Wien darf man deshalb nicht verzweifeln. — Das Glück wollte, ich treffe Ludwig Karpath auf der Treppe zur großen Mittelloge; und wußte in diesem Augenblick —

Karpath war nämlich in die Oper gekommen, weil er wo anders eine Verabredung hatte, und trat ihm seinen eigenen Sitzplatz in der ehemaligen Kammerherrn-Loge ab, wo infolge der Revolution heute Karpath zu sitzen pflegt. Und eben dort saß aus der gleichen welthistorischen Ursache bereits Werfel. Nun wäre es an der Zeit, sich zu freuen, daß wir drei solche Kerle haben, und sich vorzustellen, wie sie in der Kammerherrn-Loge, die in der Monarchie schwächer besetzt war, Platz finden. Aber was zu viel ist, ist eben zu viel und die Sache fand ein anderes Arrangement. Um nicht Geschichtsfälschung zu begehen, muß festgestellt werden, Karpath hatte zwar für diesen Abend eine Verabredung, aber erst ab 3/49, er wohnte also dem ersten Akt von »Rigoletto« bei und wies für die eine Stunde Decsey einen andern vorzüglichen Platz an, den ein »Herr der Gesellschaft« (was für welcher Gesellschaft?) im ersten Akt nicht benützte, der wieder zwischen 1/28 und 3/49 eine Verabredung hatte, was Karpath natürlich wußte, und so weiter in der Dicken. Decsey saß infolgedessen auf nicht weniger als zwei Plätzen, allerdings nacheinander. (Wenngleich das Publikum diesen Eindruck auch gehabt haben muß, da er neben Werfel saß, als wär's nicht »Rigoletto«, sondern »Die Komödie der Irrungen«; so gleichen sich die beiden Persönlichkeiten aufs Haar.) Durch dieses Erlebnis nun, das nebst

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Willen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Fliedern und spielenden Kindern, »mit ernstestem Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

der neunten Symphonie und Schlagobers auf Decsey den stärksten Eindruck gemacht hat und für seine Weltanschauung bestimmend wurde, lernte er zunächst eines: »Karpaths Stellung in Wien dadurch abschätzen«.

Hunderte sind ihm auf diese Weise verpflichtet. Denkt man an die vierzig Jahre seiner Wirksamkeit, so sind es Tausende. Er war während dieses Zeitraumes der große Verschaffer, der Vermittler, der Besorger.

Bloß von Opernkarten? Nein, von Opernkarrerien, von Opernruhm/ Decseys Sitzgelegenheit ist nur ein Symbol für Größeres: /!

Wie mir einen Sitz in der Staatsoper, verschaffte er andern einen Sitz im Parnaß; die Rantzau wie die Jeritza hat er gemacht, für Lehar wie für Mahler gewirkt, ihre Stellungen begründet oder ausgebaut — — /

Mag es auch dahingestellt sein, ob die Rantzau wie die Jeritza, ja selbst Lehar sich gerade im Parnaß wie zuhause fühlen, Karpaths Bereitschaft, ihnen dort Plätze zu verschaffen, ist unbezweifelbar und für Decsey gar nicht unerklärlich: / (New machtigt.)

Ludwig Karpath weiß mit Menschen zu leben. Weiß, daß man selbst nicht höher kommt/als wenn man andere hoch bringt, seine Interessen am wirksamsten fördert, wenn man die der anderen fördert. /

Nun, in Wien, wo die Begabungen aufeinander Schatten werfen, kann es schon geschehen, daß einem eine solche Verdächtigung des einzigen Menschen, den man in Wien telephonisch erreichen kann, herausrutscht. Zum Glück besinnt sich Decsey, beißt sich auf die Zunge, die gleich wieder anders orientiert ist, und stellt fest, daß Karpath nicht aus Raffinement handelt, sondern »einem edlen Trieb folgt«, wenn er seine Interessen am wirksamsten fördert. Es kommt eben bei ihm alles aus einem hilfreichen Herzen und aus einem »Netz von Beziehungen«. Ja, Decsey glaubt sogar, daß es »heute in Europa keinen Menschen gibt, der Karpath nicht kennt, keinen, der Karpath nicht verpflichtet ist«, wobei freilich berücksichtigt werden muß, daß die Einwohnerzahl Europas durch den Weltkrieg wesentlich verringert wurde. Wie dem immer sei, Europa hat Karpath, weshalb man trotz dem unleugbaren Vorteil, keine Basalte zu haben, nicht mehr behaupten wird, daß Amerika es besser hat. Aber diese ans Wunderbare grenzende Beliebtheit / hm

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

— 127 —

— so ziemlich das Gegenteil von mir, den Europa weder kennt noch schmecken kann — ist kein Wunder, denn

/a — *spe!*
Karpath ist Figgero là, Figaro quà, ohne sich je das Mindeste zu vergeben.

(Während mir nachgesagt wurde, daß ich dem Beaumarchais nicht das Wasser reichen kann.)

— spe!
Seiner Würde bewußt, von seiner Bedeutung erfüllt, ist er ein Dapertutto, ein Mann, der alles macht, ohne Macher zu sein —

Ob indes hier nicht eine Verwechslung mit einer Figur so zwischen Leporello und Tonello hineinspielt, wer könnte das mit Sicherheit sagen? Denn der Dapertutto in »Hofmanns Erzählungen« leiht eher seinen Degen als seine Feder und ist mehr ein Dämon als ein Geschäftshaber. Aber zu dem vielen, was die Welt nicht gesehen hat und wovon sie überzeugt wäre, daß es von mir ist, gehört dieses »Porträt«. Es könnte nicht hinreißender ausfallen, wenn umgekehrt Karpath, was ja wohl auch unausbleiblich ist, es von Decsey entwürfe. Denn diese Meister gleichen einander wie ein Seegelei dem andern.

Und ich muß schon bekennen, ihrer aller Meister, Herr Richard Strauß, hat auch etwas von dieser Note. Ich kann ja nicht sagen, ob er in der Musik ein Genie ist, ich weiß nur, daß er es nicht ist, denn ich weiß um die Geistigkeit des Schlagobers und all der köstlichen Dinge, die die vorsorgliche Frau Storch ihrem Gatten in den Reisekoffer packen läßt:

»Haben Sie alles für den Herrn? Die Brötchen, den Schinken, die Milchflasche für zehn Uhr? Ist die Torte gut verpackt? Kann der Himbeersaft nicht auslaufen? Zehn harte Eier: sehr nahrhaft! Bei der anstrengenden Tätigkeit muß er sich kräftig nähren. Haben Sie die Pillen, Anna? Das Gurgelmasser? Den Umschlag?« *— spe!*

Ein Dialog, von dem Karpath bemerkt, daß er dem täglichen Leben abgelauscht sei.

Dann wieder zum Mann: »Kühl' dich immer gut ab, bevor du in die Kälte gehst, schlag' deinen Pelzkragen hoch!«

Strauß schont sich nicht im geringsten / */*

bemerkt Karpath, meint aber nicht den Pelzkragen, sondern die Satire, die Preisgabe des Simandltums, welches, bisher eine der

als frühe und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fälle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser >Kritiker der Moderne<, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-reichischer Armut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenpatente,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern. Doch gewöhnte sich Burdach, der >auf einer Forschungsreise für längere Zeit nach Wien kam. Datum: >wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897<. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten<. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er >herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zuzuschauen<. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlökale begegnet ist.

1. 2. 3. 4. 5.

201
die Hofmannsthal'sche Hofkapelle

Wiener öffentlichen Privatangelegenheiten, nunmehr welt-
 musikalischen Ausdruck angenommen hat. Ob auch musikalischen,
 ob dergleichen Rohstoff von Einfalt und vielfacher Indiskretion,
 ob diese schwere Befähigung der Welt mit Eheangelegenheiten,
 deren Humor bloß in der Strapaze gelegen ist — bei der an-
 strengenden Tätigkeit muß er sich kräftig nähren —, ob solcher
 Unfug ein Tonkunstwerk ergeben kann, wird das durch keine
 Würdelosigkeit mehr abgeschreckte Zeitgehirn kaum entscheiden.
 Ich möchte nur glauben, daß der Satz, welchen dem Meister
 ehemals sein Hofmannsthal zu komponieren gab, in der Fassung,
 wie er ihn irrtümlich komponiert hat, Recht behält. Herr
 Hofmannsthal hatte sich das so gedacht:

Der hochadelige Bräutigamsvater, sagt die Schicklich-
 keit, muß ausgefahren sein, bevor der silberne Rosenkavalier vor-
 fährt. Wär' nicht geziemend, daß sie sich vor der Tür begegneten.
 Diese thesesianische Schmockerei aus einem der gefinkeltsten
 Bubiköpfe der Literatur war aber nach bayrischem Maß etwas
 zu hoch und so komponierte denn der Meister L. (wie: L. in Bayern
 heißt es überhaupt):

Der hochadelige Bräutigamsvater sagt: Die
 Schicklichkeit muß ausgefahren sein, bevor der silberne Rosenkavalier
 vorfährt. Wär' nicht geziemend

! Sie scheint in der Tat ausgefahren zu sein, wenn Herr Strauß
 sich selbst den Text besorgt; wem Herr Hofmannsthal tut, ist
 nur die Natur ausgefahren. Aber dem Publikum ist dieser und
 jener Text, so und so, überhaupt alles recht, und im Reich des
 Genies kommt es offenbar nicht darauf an, was man eigentlich
 komponiert. Was in dieser Domäne des Schwindels aber möglich
 ist, zeigt doch die Vertonbarkeit der häuslichen Freuden und
 Leiden samt der Ferockpartie des Herrn Richard Strauß und vor
 allem die gewichtige Literatur, die zur Agnoszierung der Urbilder
 dieser Welt von Albernheit geschrieben werden könnte. Mit der
 Geistigkeit und Lustigkeit, die der Natur dem durchschnittlichen
 Niveau der musikalischen Ausübung gegönnt hat, ist es ja ohnehin
 dies so eine Sache, zumal in Zeiten, wo auch die literarische
 Produktion als solche Zumutungen an ein normales Denkvermögen
 stellt, deren es sich ehemals von der Niederung privater Spieß-
 bürgerei nicht versehen hätte. Aber wenn in Schönbrunn der
 Nilpferdwärter »Gehst her, Fritzl!« ruft und sich ein lachs

... sage für ...

10

1/2

Wsp

1/3

H. H. am
des Hofmannsthal'schen Hofkapelle

1/4

1/5

1/6

1/1

1/2

1/3

1/4

1/5

1/6

1/7

1/8

1/9

1/10

1/11

1/12

1/13

1/14

1/15

1/16

1/17

1/18

1/19

1/20

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit schärfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre, — also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.
Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.
Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppenheater dem Wursl zulauchten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

farbener Höllenschlund öffnet, um eine Brotkrume zu empfangen, so ist das eine intellektuelle Bravourleistung gegen alles, was wir rings um Herrn und Frau Storch erleben konnten. Ja selbst der Erzherzog Friedrich, der die zwei Buquoys erkennt, die jeder eine Auszeichnung haben, steht als ein Voltaire da neben dem Dänmarksbehagen ~~des~~ kleinen Franzl als den »veritablen Dr. Franz Strauß« und den Kommerzienrat als den »Berliner Großkaufmann in der Hohenzollernstraße« ~~zu~~ identifizieren, »der seit vielen Jahren zu den Intimen des Meisters zählt«. Karpath gebührt das Verdienst, die Teilnehmer der ~~Farock~~Partie als erster erkannt zu haben. Er war es auch, der seiner europäischen Öffentlichkeit mitteilen konnte, daß die Mieze Maier — eine »leichte Person«, wie er sie mit berechtigter Selbsteinschätzung nennt — eigentlich Mietze Mücke geheißsen hat, / Lüneburgerstraße 5. Das war also das Mädchen, welches einen Kapellmeister Stransky, den ein Italiener in der Gesellschaft immer »Straußky« nannte und der in der Oper »Stroh« heißt, um Opernkarten angesprochen hat, woraus sich jenes verhängnisvolle Billett an Herrn Richard Strauß (Storch) ergab, das einen ehelichen Zwist und leider auch das Libretto von »Herrn und Frau Robert Storch« zur Folge hatte. Ein trivialeres, aber zugleich ~~auch~~ dreistere ~~Bledsinn~~ dürfte wohl noch nie in die Sphäre künstlerischer Gestaltung eingezogen sein. Daß der Schöpfer es über sich bringt, gegen die eifersüchtige Gattin »den Spieß umzudrehen«, wie die atemlos aufhorchende Presse erzählt, um sie (»selbstverständlich mehr im Spaß«) eines »leichten Flirts mit dem jungen Baron« zu beschuldigen, ist eine Privatangelegenheit, die sich die Beteiligten vielleicht so unter einander ausmachen werden, daß sie wieder sublimiert werden muß. Daß aber in einer Schlüsseloper auch eine Frau, deren Kompetenz die künstlerischen Entschliefungen des Herrn Strauß entzogen sind, verunglimpft wird, das ist doch das Äußerste, was bisher im Reich des Genius zu verantworten war. Herr Decsey spricht von einer »Dame unter Anführungszeichen«, von einer »frechen Berliner Schnute«, von einem »Weibsbild«, dem Opernkarten zu verschaffen jenem Kapellmeister Straußky »nicht im Schlaf eingefallen sei«, denn auf so etwas hat bekanntlich nur Herr Decsey Anspruch. Bei der Wahl, ob ~~Fräulein~~

ich
Hämelack

H, der # An

H H

- Skat

Berlin

+ 1 A
+ 1 B 11
H gan + Ketzse

+ Stransky =

H. d. fr. 1,

als tröstliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle
 und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfügnungs-
 kraft, die . . .
 und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr
 aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
 Ein ursprüngliches schriftstellersches Talent, ein hochgespanntes künst-
 lersches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft
 und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit
 im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordent-
 lichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen
 vibrierenden Sätzen, die
 und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,
 die und so weiter,
 trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.
 Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen
 andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende
 Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein
 fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-
 reichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie
 ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
 — also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.
 Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise«
 für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein
 Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im
 März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal
 gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder
 und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte
 Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach
 wollte desgleichen tun.
 Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten
 und er weiß heute nicht ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal
 oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich
 noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem
 Wurstl zuzuschauten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein,
 dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes
 Schlenker Stammlokalen begegnet ist.

Handwritten note at the top: *Handwritten text, possibly a title or reference, partially obscured.*

Handwritten marginalia on the left: *41*, *~*, *Hant*

Mücke, die sich den drei Männchen, die vergnügt und ahnungslos beim Cocktail saßen, gesellt, so zudringlich war, an ein Versprechen, das ihr nie gegeben wurde, zu erinnern oder ob ein Musikant sich galant zeigen wollte, nimmt der Historiker ohne weiters das erste an. »Männchen« waren es ja wohl, und der Zustand ist so unappetitlich heiter wie das Wort; aber gar so ahnungslos dürften sie in einer Bar nicht gegessen und an der Annäherung des »Weibsbildes« nicht so unschuldig gewesen sein. Und dies alles mit Angabe der Adresse, ohne Rücksicht darauf, ob »die fatale Mücke«, wie er sie mit Recht nennt — denn es ist dämonisch, wie hier der Mückenleib doch Platz findet —, ohne Rücksicht darauf, ob sie noch lebt, ob sie verheiratet ist oder in irgendwelchen Verhältnissen, in denen ihr die Beschmutzung durch diese Gesellschaft und die musikgeschichtliche Reklame unerwünscht sein könnten. Ja, es ist wohl von einem Fatum verhängt, daß ich eben diese Mücke und zwar in eben jener Zeit, da sie Herrn Richard Strauß ein Mißverständnis und infolgedessen Tantiemen eintrug, persönlich gekannt habe, und ich kann wohl sagen, daß sie bedeutend schöner war als die Herren Decsey und Karpath, vielleicht sogar als die Herren Strauß, (Storch), Stroh, Stransky, Strausky und wie alle die Namensträger dieser vielfachen Quiproquos von unsäglicher Scherzhaftigkeit heißen mögen! Daß ich sie eben darum auch für wertvoller halte, brauche ich nicht erst zu versichern und wie ich zwischen den Mädchen, die täglich lieben, und den Herren, die täglich schreiben, sittlich unterscheide, weiß man. Nichts sehe ich weniger gern als den unberechtigten beruflichen Hochmut, der sich bei Moralbegriffe einer bürgerlichen Welt vermischt, die längst wert ist, von ihm patronisiert zu werden und die »Dampf« begrinst, wo der Mann zu beweisen wäre. Und um wieviel mehr Humor hat doch die freche Berliner Schnute gehabt als der Könnler, der ihr sein »Intermezzo« abgewann und dem ein Schalk im Nacken sitzt, dessen Beschaffenheit allein ausreichen müßte, jenem andern den Anspruch auf diesen Platz zu vermießen. Wenn Herr Strauß, in der Fatierung der wechselnden Launen seines Eheglücks so weit geht, sich von der Gattin der »jüdischen Abstammung« verdächtigen zu lassen (für die doch nur ein Erwerbssinn sprechen würde, der selbst die Verwertung solcher Motive nicht scheut),

H

41

Handwritten note: *Handwritten marginalia on the right side of the page.*

Handwritten note: *Handwritten marginalia on the right side of the page.*

Handwritten marginalia on the left: *Ly*, *Handwritten notes on the left side of the page.*

Handwritten marginalia: *Handwritten notes on the left side of the page.*

Handwritten marginalia: *Handwritten notes on the left side of the page.*

Handwritten note: *Handwritten marginalia on the right side of the page.*

Handwritten note: *Handwritten marginalia on the right side of the page.*

Handwritten note: *Handwritten marginalia on the right side of the page.*

Handwritten note at the bottom: *Handwritten text at the bottom of the page.*

als frühhche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfügnngs-

kräft, die . . . und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahn

aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfindungsstärke und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen

vibrierenden Sätzen, die und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,

die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimathlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen

andern Einwand: Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreicherer Armut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre, — also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksarten gegangen sei, wo sie, zwischen Fieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschauen«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksarten noch in seines Freundes Schlenher Stammlokalen begegnet ist.

Tampel

so ist er schon durch die Schlichtheit seines ~~Humors~~ hinlänglich rehabilitiert und es bedurfte nicht erst der ~~Intervention~~ Karpaths, der, seiner Würde bewußt, auch hier zur Stelle ist:

ke Michel
Waldmüller

Ich eile Strauß zur Hilfe und stelle fest, daß kein jüdisches Blut in seinen Adern fließt.

/ 5

Ach, wenn Herr Strauß je einen Einfall von solcher Komik gehabt hätte: die Erbötigkeit eines Figaro, der es vom Preßburger Tempelsänger zum Wiener Regierungsrat gebracht hat, vor den Lesern des Neuen Wiener Tagblatts die Blutprobe vorzunehmen und einem deutschen Mann die Unbedenklichkeit in den Belangen der Rasse zu garantieren! Oder das herzhaft Einverständnis, mit dem er zu der tiefen, aber etwas schadenfrohen Erkenntnis des Meisters, daß »die Kopfarbeit für ihn ein Vergnügen« sei, das kernige Wort setzt:

Das mutet wie Hans Sachsens Weisheit an.

(Und er meint keineswegs Reschovsky.) Oder wenn Decsey, der dem israelitischen Wesen mehr von der stoansteirischen Seite beikommt, von der ~~g'schamigen~~ ~~Gattin~~ spricht und als die Moral der Affäre Storch die Forderung setzt, einander nach den verborgenen/Schätzen, /nicht nach den ~~Swüschten~~ Worten (zu beurteilen. Oder wenn er das Zehn-Eier-Paket hervorhebt und dazu in Klammern kichert: (harte, sehr nahrhaft!) Gott, ist das alles grauslich. Trotzdem wäre ich ~~fast~~ neugierig, die Musik zu dem Ausruf der G'schamigen zu hören:

+ H. H. H.

/ 1/2 1/2 1/2

H. H. H.

gelenk
König
König
König

#

/ 11... / 11

Und was bin ich und was war ich als Tondichtersgattin? Hahaha, nicht mal hoffähig!!

Dies und das köstliche Rodeln sowie das schwerfällige Trampeln des Grundseewirtes in der Partitur + »nicht zu vergessen, daß Witz, Geist und Laune Mitregenten sind«, sagt Karpath, der heute bereits die Speidel-Note hat und austeilt. Aber die Musikhistoriker haben uns nicht nur einen Begriff vermittelt, welche Anstrengungen die Heranziehung dieser Mitregenten gekostet hat, sondern auch, welcher es ~~überhaupt~~ bedurft hat, die Idee ~~in~~ Werk zu ~~setzen~~, bevor sich der Meister selbst bemühte.

+ 1:

→ H. H. H.
H. H. H.

7)

Weder Hermann Bahr noch Hugo v. Hofmannsthal wagten sich an die heikle Aufgabe des Librettos heran, ja Bahr gab seinem Freund Strauß nach wiederholtem Versuch endlich den Rat: als Familienoberhaupt selbst den Text der Familienoper zu schreiben.

er war mit allzu modern.
Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise«
für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein
Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im
März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal
gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder
und spielenden Kindern, »mit ernstem Gesichtern beide törichte
Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach
wollte desgleichen tun.
Lebte ging auch ich gern in den Volksgarten

Das also wie was? Bitte entscheiden!
ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
reichlicher Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie
fast gelehrtes literar- und kunstschriftliches Wissen mit echt öster-
kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein
Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende
ändern Einwand:
Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen
trug doch einen leichten Geruch heimathlicher Mundart an sich.
die und so weiter,

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,
vibrirenden Sätzen, die
hohen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen
im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordent-
lichen und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen
leisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft
hin ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künst-
gäumerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr
kraft, die
und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungs-
das fähige und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle

So gehört es sich und der Appell an den Familiensinn/ Ehre und Gewinn dieser Angelegenheit mit keinem anderen zu teilen, wurde befohlen. Selbst zwei so abgebrühte Librettisten, von denen der eine mit der Versuchung kämpfte, hatten schließlich den Takt, zu spüren, daß das Privat- und Familienleben etwas ist, in das kein Fremder, sondern nur jeder selbst einzugreifen hat; und dann hängt es erst vom Bräutigamsvater ab, ob die Schicklichkeit ausgefahren sein muß.

Der Verstand ist es längst und der Humor spielt sich mehr hinter den Kulissen ab, wohin das Publikum freiesten Zutritt hat. Er gipfelt in dem tragischen Ausklang eines Intermezzos von einem Kulturschwindel, der Herrn/Strauß als die größte Geisteserscheinung Wiens reklamiert und als solche für noch unentbehrlicher erklärt als die Gobelins. Welch ein Dominanten-Accord: Karpath, der treue Helfer, der Strauß einen Platz im Parnaß verschafft hat und Decsey zwei ~~mal~~ »Rigoletto«, der Kammerherrn-Loschy, Dapertutto là und Figaro quà/ward vom Meister geprüft und für falsches Gold befunden; der freundliche Ostwind hat sich gedreht, vermittelte nicht Anschluß, sondern Trennung, glaubte seine Interessen am wirksamsten zu fördern, wenn er die seines Ministers förderte, hatte ein Amt und nicht nur keine Meinung, kurzum, war in einem schicksalsvollen Moment mehr Regierungsrat als Freund von Schlagobers. Così fan tutte, la donna è mobile, eppur si muove, se non è vero è ben trovato. Nur Decsey hielt durch und macht alles allein. Denn vermag nicht er es, so wirds eben ein anderer vermögen. Sinfonia domestica! Aber das sacrificio dell' intelletto, das uns die Verschaffer unserer erst durch die Affäre Strauß bedrohten Kultur zumuten, ist wahrlich zu groß, wenngleich sie uns darin mit gutem Beispiel vorangehen. Denn sonst fehlt dieser Stadt, deren vornehmste Zeitung für Geld bereit ist, Goethes weihevollste Lyrik zu einer Waschtrogreklame verdrecken zu lassen, nichts zu ihrem Kulturschick als Herr Richard Strauß. Lasciat ogni speranza, aber wenn alles in einem rechten Seeigeleies endet — der die lange gesuchte jüdische Nuance des Pallawatsch bedeutet —, so bliebe doch die Zuversicht, daß das Publikum unmöglich so dumm sein kann, wie seine ~~mit~~ opfernden (Anführer) es machen möchten. Anch' io sono pittore!

~~Handwritten scribble~~
H/propriet
H/propriet

1, Ch
1b
not to be forgotten

L Richard

two HP
1, +

1 - tempi
1 - passato
+

Handwritten scribble
Hgl

Handwritten scribble

Handwritten mark

Handwritten mark

Handwritten mark

Handwritten mark

Handwritten mark

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Receptivität und Verfüngungs-
kraft, die . . .
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr
aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
Ein ursprüngliches schriftstellersches Talent, ein hochgespanntes künst-
lerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft
und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen
im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordent-
lichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen
vibrierenden Sätzen, die
und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,
die und so weiter,
trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.
Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen
anderen Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende
Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein
fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-
reichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie
ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
— also wie was? Bitte entscheiden!
Der war mir allzu modern.
Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise«
für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein
Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im
März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal
gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder
und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte
Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach
wollte desgleichen tun.
In der Zeit ging auch ich gern in den Volksgarten
und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal
oder die spielenden Kinder huzogen, die er »herziger freilich
noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem
Wusel zulauchten«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein,
dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes
Schlehter Stammlokale begegnet ist.

Handwritten notes:
Wieder
Ahnung